



Berlin, den 25. Januar 1902.

Moritz und Rina.

Krefsin, Freustag 1902.

Lieber Erbherr und Bruder!

Niso: ich schwärme für Bülow! Schimpfe. Lächle. Brenne den Rest Deiner Raketen gegen die dummen Weiber ab, die unser Herrgott erst schuf, als er den Menschen gemacht hatte. Markire den Ueberlegenen. Du siehst: ich kenne Dein Repertoire noch. Müht aber Alles diesmal nicht. Ich schwärme. Und verlange den meinen Jahren, wenn nicht meinem Geschlecht gebührenden Respekt für freie Meinungsäußerung (so heißt ja wohl in den Blättern, die Du auf Deine alten Tage bevorzugst). Sehe auch gar nicht ein, warum ich mein Herz für 'ne Mördergrube ausgeben soll. Das Schelten und Kritteeln ist mir schwer genug geworden. In der Kinderstube habe ich nämlich nicht gelernt, Unserer Aufgabe sei, an der königlichen Staatsregierung herumzundörgeln. Du freilich auch nicht. Aber Ihr Männer des alten Kurzes habt Alle einen Knacks gekriegt und könnt nicht mehr undersangen in die neue Welt sehen. *Dépit amoureux*. Ihr habt Eure „Ideen“, Eure „Erfahrungen“ und sonstigen *Hokusfokus* und treibt Euch lieber die Galle ins Blut, als daß Ihr zugäbet, es gehe auch anders. Glaube mir: es geht immer auf zwei Beinen. Auch in der Politik. Namentlich in der Politik. Von der ich nach Deiner unmaßgeblichen Ansicht nichts verstehe, nichts verstehen kann etcetera p. p. Einerlei. Ich habe ja selbst kaum noch gehofft. Was sagte ich Dir vor drei Monaten in Paris? (Der Stoff aus dem Louvre trägt sich übrigens gut; den Regenschirm habe ich schon ohne Krücke hergebracht). Auf

Euer hochverrätherisches Gerede, das mir bei Noël Peters die moules verdarb, konnte ich mich natürlich nicht einlassen. Sogar in Frankreich sei es eigentlich noch besser! Na, Ihr hattet ein Bischen lange weiße Bordeaux durchprobirt. Aber Du fandest doch, ich sei auf ganz gutem Wege und schillere schon ganz gehörig ins Nothe. Leider. Konnte ich dafür? Wenn man so Alles, womit man verwachsen war, langsam in die Binsen gehen sah!... Welche niederträchtige Zeit es für mich war, wißt Ihr gar nicht.

Borbei. „Sie athmet noch, sie lä-ächelt wieder“, sang mein herzloser Bruder so oft, seit ich den blamablen Fall mit der Stute hatte und — long ago! — von wegen des Beinbruchs meinem Jugendideal, Schulreiterin zu werden, entsagen mußte. Sie lächelt wieder. Jetzt stimmt's. Hoffentlich mit Fermate. Und bin wahnsinnig glücklich. Denn Trübsal blasen war nie meine Sache. Und frondiren erst recht nicht. Trotzdem ich, weiß Gott, kein Jammerlappen bin und nicht mal Herzklopfen hatte, als der Kronprinz mich damals zum Contre holte. Schließlich sitzt aber doch in Einem. Ganz zufrieden ist man nur, wenn man mit dem Herzen dabei sein kann.

Ich kann's wieder. Und wenn Du die Drap d'or Kammer-Miene aufsehest und der Galettehut für die pommersche Schwester Dich reut: ich kann's.

Die Hallsache war doch schon sehr anständig. Du machst Dir nichts draus. Hast's auch nicht nöthig. Wer aber, wie Deine Ergebensten, auf das Bischen Bodenertrag angewiesen ist und mit zweieinhalb Prozent Zinsen nicht mehr ein noch aus weiß, Der nimmt, was er kriegen kann. Es konnte doch anders kommen. Nachdem S. M. sich gerade für diese Ehre so sehr ins Zeug gelegt hatte. Und Du siehst ja, wie das Gefindel sich alle Mühe giebt, uns selbst diesen mageren Bissen aus den Zähnen zu reißen. Obstruktion und solche Gemeinheiten. Der alte Kardorff, der sich mit der Sorte herumzuschlagen muß, kann Einem wirklich leidthun.

Sogar Dir aber müßte die vorige Woche einen choc gegeben haben. Schlag auf Schlag. Und jedes Wort von Erz. Ich habe jubelt. Erst leise, dann laut. Und bin überzeugt, daß es Tausenden von uns so gegangen ist. Diese vornehme Kühle gegen die HerrenKipfelsbäcker und Parmesankäsefrigen! Die Leute dachten wahrhaftig schon, wir müßten selig sein, wenn sie die Gnade hätten, sich unsere amis et alliés zu nennen. Haben sich „halt“ geirrt. Bona sera. Die Lektion werden sie nicht vergessen. Was brauchen wir uns darum zu kümmern, ob da unten irgend ein Elli oder Etti mit den Franzosen Verträge schließt? Mir hat das Beispiel von der Extratour, bei der ein vernünftiger Chemann nicht gleich 'nen rothen Kopf zu kriegen braucht, riesigen Spaß

gemacht. (Schon Adolfs wegen. Was habe ich in der Beziehung durchgelesen! Früher; seit etlichen hundert Jahren würde er die Cigarre nicht aus dem Mund nehmen, wenn er mich als des Satans Ballbabe auf dem Blockberg träfe.) Und überhaupt. Solche Töne haben wir, seit der Alte, der Einzige weg ist, doch nicht mehr gehört. Paß mal auf, wie zahm die Gesellschaft jetzt gleich werden wird. Und Chamberlain! Kein Minister ist je so vor Europa verprügelt worden. Ich sehe seitdem den Kerl ordentlich vor mir (kenne das freche Gesicht ja aus dem Kladderadatsch), wie er mit den langen Hauern auf Granit beißt. Fand auch den Herrn von Liebermann, der nie mein type war, nicht so schlimm. Alles hat seine Grenze. Und wenn so Einer sich nicht entblödet, unsere Armee noch unter seine Bande zu stellen, die nichts kann als Kinder morden und Weiber schänden, dann hört der parlamentarische Anstand eben auf und die nationale Ehre fordert, daß man sacksiebegrob wird. Aber das Feinere, das Feinste war doch, dem Verleumder mit einem echten Altenglischenwort den großen Mund zu stopfen. Il ne l'a pas volé. Du wirst erleben, was weiter darauf folgt. Ich habe meine Ahnungen. Vielleicht hören wir bald, daß von Berlin aus für die armen Buren nun doch was gethan werden soll. Höchste Zeit wärs. Schon als Christen können wir doch nicht ruhig mitangucken, wie ein christliches Heldevolk von einer Rottte goldgieriger Juden und Judengenossen hinterlistig abgeschlachtet wird. Sind Euer Liebden auch darin vielleicht anderer Meinung? Das Schönste von Allem waren für mich aber die Hiebe auf die dicken Polackenschädel. Dir ist donnemals ja Eine von der Rasse heftig unter die Augen gegangen und ich weiß noch, wie zappelig Du während der *maitres chanteurs*-Aufführung wurdest, als die beiden halbnackten Galizierinnen in die Nebenloge traten. (Noch heute schwöre ich darauf, daß die roßkastanienroth Gefärbte einen Wachs Hals hatte; solche Sachen werden in Paris famos gemacht.) Alte Liebe rostet wirklich nicht, wies scheint. Ganz kann diese Neigung zum ewig Unweiblichen Dich aber nicht verblendet haben. Den Krapilinskis ist es bei uns immer viel zu gut gegangen. Das könnte ihnen gerade noch passen, daß ihre Kinder in preussischen Staatsschulen polnisch reden dürften. Und weil ein paar Böhren was auf die Hosen gekriegt haben, macht man ein großes Geschrei! In diesem Punkt war ich mit Bülow nicht ganz zufrieden. Solche Bälge sind nur mit der Ruthe zu kuriren. Diplomatischer Tadel der Prügler sehr überflüssig. Man merkt, daß er eine Italienerin zur Frau hat. Sonst aber war er deutlich genug. Die Feyen flogen nur so. Das einzig Vernünftige. Die Gesellschaft konspirirt, wo sie kann, und hat

nichts Anderes im Sinn, als Preußen zu zerstückeln und sich, wie unsere Johanna sagte, als sie den Buchbinder heirathete, der dann ins Zuchthaus kam, „selbständig zu machen“. Jetzt wird man sie nicht mehr mit Glaceehandschuhen anfassen. Uebrigens freut mich für Runo die Aussicht auf Gehalterhöhung. Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, als Beamter unter schnurrbärtigen Frauenzimmern und sinnigen Pfaffen zu sitzen und dabei noch jeden Tag fürchten zu müssen, man werde oben anstoßen, wenn man Einem von der Sippschaft auf die Finger klopft und dann in Berlin verpeyt wird. (Hatten Weihnachten eine Riesenpulle alten Ungar von ihm.)

Naßlos neugierig, wie der Hase nun weiter läuft. Die Sache mit Amerika verstehe noch nicht recht. Bündniß? Oder nur, um die Engländer zu ärgern? Auch ängstige ich mich ein Bißchen um das Silberservice, das ja mitgehen soll. Fräulein Roosevelt kann lachen. (Ist's denn wahr, daß der Vater eigentlich Rosenfeld heißt und aus Konig stammt?) Und die Folgen der ostpreussischen Schießerei haben mir Kummer gemacht; muß ja für den Jungen zittern. Walle schrieb sehr ausführlich darüber. So ziemlich Alles von Rang hat den Blauen Brief und die Stabsoffiziere lassen die Köpfe hängen. Dienstverhältniß im ersten Corps war bis jetzt ideal. Namentlich Alten bis ganz unten vergöttert. Verlorenes Paradies nennt es Dietrich. Dahnke hätte wohl eher vermittelt und das Neueste hinausgeschoben, was Hülsen sich noch nicht leisten konnte. Hört man übrigens schon, wer die beiden Grenzcorps da oben kriegt? August Venze muß doch auch mal fällig werden. Steht mit den langfuhrer Totenköpfen nicht übermäßig und hat ins Fcttnäpfschen getreten, als er brummte, weil S. M. bei der Einholung der zweiten Husaren Uniform der ersten trug. Wer da hinkommt, muß sich bei Mackensen lieb Kind machen; sonst geht die Geschichte schief. Was jetzt in unseren feinsten Regimentern an Schusterei los ist: keine Kuhhaut langt.

Schadet nicht. Ich rechne auf Bülow. Gut mecklenburgischer Schlag. Der wird auch Deiner berühmten Forderung genügen und dem König Alles sagen. Alles. Du wirst sehen. Ich weiß im Grunde meines Schwesterherzens nicht, was Du noch aussetzen kannst. Die Leute machen doch Deine Politik. Zoll, mépris des Dreibundes, nicht mehr englisch, saftig gegen Polacken, starke Regierung et le reste. Wenn Du Sig und Stimme in der Kamarilla hättest, könnte es ja auch nicht anders sein. Und ich rathe Dir ernsthaft, Deiner Pflicht gegen Familie und Vaterland zu denken und im Herrenhaus mal einen kräftigen Ton für die Regierung zu riskiren. Applaus sicher. Vorher sehe ich Dich. Denn wir kommen. Nicht nur auf einen Sprung. Marie

muß endlich wieder in guten Häusern tanzen und wir haben Beide buchstäblich nichts mehr anzuziehen. Thu also Geld in Deinen geschägten Beutel. Nicht, um Schwester und Nichte einzukleiden (bin gespannt, ob Pétrus noch immer für Votte der comble ist); nein, dazu reicht es zur Noth noch. Aber die in weiteren Kreisen bekannten Orgien! Seit der *Chaussée d'Antin* habe keine Zigeuner gehört. Und Theater. Daß Euer Intendant, trotz Pleß, nicht mehr en faveur (zweihunderttausend Mark Rechnung eines Theaterlieferanten, über den vorher der Kommerzienrath verhängt worden war, und andere Aergerlichkeiten) und nächstens gehen soll, weißt Du natürlich längst. Er sag Wiesbaden oder Stuttgart. Hoffentlich kriegen wir die Hugenotten zu hören. „Wär' ich so wie andre Frauen“! Man versauert nachgerade.

Adolf erklärt einstweilen, er passe. Will nicht mit. „Zu viel Klimbim“. Am Liebsten schwiege ich über das Thema. Er ist einfach unmöglich. Meinst Du, ich hätte ihn dazu bringen können, heute den Majorrock anzuziehen? Früher ging er an solchen Tagen immer in Uniform. Jetzt greift er, so oft ich was von Autorität sage, und schiebt ab, wenn ich ihm ins Gewissen reden will. Alles Unsinn für ihn. Wie ich auf den Leim kriechen könne. Als die Geschichte aus Breschen bekannt wurde, sprach er Wochen lang nur von Po . . . Na, er sprach die erste Silbe des Wortes Polenpolitik doppelt aus, als ob er stotterte. Vor dem Kind! Und jeden Tag solche Anzüglichkeiten. Keine Spur von Aenderung zu erwarten, ganz ausgeschlossen à son avis; nur Coulißenspektakel, Politik für Damen und unreifere Jugend, mit Bildern und Moral aus der Eierfibel. Hättest den speech hören sollen, den er losließ, als ich ihm im Lokalanzeiger Bülow's Bild zeigte. Am Ende gut, wenn er zu Hause bleibt. In Berlin schimpft er beim Frühshoppen unter vierundzwanzig Augen und die Sachen werden dann herumgetragen. Oder er freundet sich mit dem Herrn Singer an. Unser Junge hats schon schwer genug, seit wir aus Allem raus sind. Und an diesen Mann bin ich, dank Deiner gütigen Weisheit, gekettet! Wenn wir wenigstens unter Privatfürstenrecht ständen. Dann wäre ich ihm schon lange heffisch gekommen. So aber lacht er und meint, ich hätte mich nach Einem umsehen sollen, der sticken kann; dann wäre auch ohne Hausgesetz an Scheidung zu denken. Wie ich unter Alledem leide, ahnst Du nicht. Was ahnst Du überhaupt von meinem Seelenleben?

Silvester waren die Ueblichen bis halb Fünf bei uns. Klaus und Fränze (die grünen) brachten wir dann im offenen Wagen nach Hause. Adolf hatte seinen guten Tag und sprudelte. Mir haben die ersten beiden Wochen

im neuen Jahr mehr Freude gebracht, als ich noch zu hoffen wagte. Und heute ist der Achtezehnte! Dietrich ist bei der dritten Adlerklasse an der Tour.

Womit ich für heute bin und für immer bleibe

Deine unkluge, aber vergnügte Schwester

Rina.

Berlin, am Tage von Saint Quentin.

Allerliebste und allerleyte Borussia,

Du bist einfach erhaben. S'il n'y a qu'une seule, vous serez celle-là! Beschämst uns Alle und bist ein höchst lebendiges Argument für sämtliche aktive und passive Wahlrechte der geschätzten Damen. Gott erhalte Dir Deinen himmlischen Optimismus bis in die aschgraue Pechhütte hinein. Du wirst ihn brauchen und, fürchte ich, bald merken, daß die Preußen, trotz neuestem Modell, nicht ganz so schnell schießen, wie Deine Loyalität träumt. Immer mit der selbstverständlichen Einschränkung, daß ich als politisches Thier unheilbar verkräppelt bin, nichts von der heutigen Mode verstehe und eigentlich gefaßt sein müßte, an einem hübschen Wintertage als Hochverräter standrechtlich erschossen zu werden. So ungefähr malt sich ja in Deinem Kokoköpfchen (in Paris hielten sie, auf Wort, wegen der frischen Farben für gepudert) des Bruders Bild. Frère prodigue. Muß es eben leiden. Dabei kennst Du mein Herz noch lange nicht. Wahrer Segen. Sonst würdest vielleicht Entmündigung beantragen. Und manche Psychiater haben merkwürdige Ansichten von Gemeingefährlichkeit. In der Kommission des Höchsten Hauses sind mir die wildesten Sachen durch die Finger gegangen.

Also: Du schwärmst. Das ist immer schön; und namentlich ehrenwerth. Weißt Du zufällig noch, wie wir in den Bouffes dazumal die Traux d'Hercule sahen? Dir wars zu unanständig; mein Gott: Operette! Dein älterer — übrigens auch weniger schwärmerischer — Parteigenosse Aristophanes war auch nicht gerade von keuschester Puppe. Und schließlich hat neben mir eine Preußendame im Silberhaar sich vor Lachen geschüttelt. Auch da wurde geschwärmt. Für Herkules, der nichts that, auch nie was gethan hatte, aber die Heldenfassade besaß. Gloire à Hercule! Und Hercule war an dieser Ruhmesfülle so unschuldig wie Dein Unterthänigster an der Erfindung der Funken-telegraphie. Der Sinn, daß es auf den Glauben, nicht auf die Leistung ankommt, gar nicht übel und erst recht nicht unsittlich. Fällt mir jetzt oft ein. Auch bei Deinem neuesten Helden. Ist Einer mal ein Weilchen für einen Halbgott gehalten worden, dann bleibt ers gewöhnlich auch, weil

zu viele Leute ein Interesse daran haben, sich mit ihrem festen Glauben nicht zu blamiren. Famos, wie der Kerl damals sagte: Ich brauch: keine Hand mehr zu rühren; je suis dans l'apothéose. Politik für den Hausgebrauch kann man nachgerade wirklich nur noch aus Operetten lernen.

Deine decidirte Behauptung, Tausende unserer Freunde dächten wie Du, ist sicher richtig. Sonst läme es ja nicht zu den Beifallsfalven (die mir über das Grab des gefunden Menschenverstandes hinzuknattern scheinen). Der Held ist gefunden. Furchtlos und kühn, mannhaft und stark. Und Du schwörst drauf, daß er die mit Recht so unbeliebte Wahrheit ungeschminkt und ungekämmt alle paar Tage zu Hofe fährt. Mag sein. Nur sind die Wahrhaftigen heutzutage mitunter komische Leute. Zur Illustration ein wahres Geschichtchen. Einer der Lehrer des Kronprinzen erzählte neulich Kollegen, er nehme, wenn er den jungen Herrn unterrichte, kein Blatt vor den Mund, habe ihm vor einiger Zeit „fogar“ eine halbe Stunde lang über Bismarck vortragen. Ein tapferer Mann, kein Höflichling, nicht? Sonst könnte er doch nicht wagen, dem Erben der preußischen Krone von Bismarck zu sprechen. So ungefähr sehen all diese Heldenleistungen bei Licht aus. Kann, wie die Dinge liegen, nicht anders sein. Aber: Gloire à Hercule!

Meinetwegen. Frohlocke, sing, scherze. Nur, mein gläubiges Herze, darfst Du von einem viel älteren Herrn nicht verlangen, er solle nach Neujahr schon in Deine Pfingstkantate einstimmen. Kann beim besten Willen nicht geleistet werden. Besagter Herr findet nämlich, ganz wie Dein Adolf (dessen Sündenfülle er übrigens nicht etwa vermindern will), daß die neuste Tetralogie nicht das Allergeringste geändert hat. Was denn? Der Dreibund ist „keine absolute Nothwendigkeit mehr“ für uns? Schön. War er nie. Wäre traurig, wenn ers je hätte sein können. Wie wenig er ihm galt, hat Bismarck doch durch die russische Rückversicherung deutlich gezeigt. Aber der Kanzler Deiner Träume klammert sich ja noch immer an dieses Phantom und schleppt seine Hörer — wie oft nun schon! — abermals über alle leeren Gemeinplätze: defensiv, nicht aggressiv, volle Freiheit für jeden Kontrahenten, zu rüsten und abzurüsten, und mit ärgerlich bewußter Grazie so weiter. Und der „verehrte Freund“, Prinetti oder wie das Menschenkind sonst heißt, ließ extra bestellen, er sei mit der Rede ganz einverstanden. Siehst Du, Trost meiner Jugendtage: diese Sorte von Parlamentsspäßchen verträgt mein Magen nicht mehr; kriege beim Lesen 'ne weiße Zunge. Die Bestellung des Risottodiplomaten hat genau den selben Werth wie (es wird ungefähr ein Jahr her sein) die entzückte Epistel des Chinesengesandten. Und wie die Pa-

rabel von der Extratour. Wunderhübsch für liberale Zeitungen, die man nicht zu lesen braucht. Muß denn den Hautschufmännern vom Feuilleton gerade von dieser Stelle aus Konkurrenz gemacht werden? Extratour! Le bal ne touche pas à sa fin, las ich im Journal des débats. Und stehen wir zu Italien im Verhältniß des Ehemannes zur Mutter seiner Kinder? Verheirathet ist Italien, via Montenegro, mit Rußland! Jetzt hat es sich auch noch, auf dem selben Wege, mit Frankreich verständigt. Der Zustand, den Rubini und Giers herbeiführen wollten, ist also erreicht. Nun überlege gefälligst, was Victor Emanuel und seine Leute, wenn sie mit Frankreich gut stehen und die — wirklichen oder eingebildeten — Segnungen der slavisch-lateinischen Union auskosten wollen, vom Dreibund noch zu hoffen haben, den sie sich doch nur auferlegen ließen, weil sie vor den republikanischen Nachbarn Angst hatten. Ungefähr das selbe Bild in Oesterreich. Bülow beruft sich (auch neue Mode) auf die wiener Presse, die, um für ihre nationalen Klagen einen hellen Hintergrund zu haben, seit Jahren Alles großartig sünden muß, was in Deutschland geschieht. Die österreichischen Deutschen sind aber eine Minorität und selbst unter ihnen schwärmen nur die Antiklerikalen für den Dreibund. Auch Die werden ihn billig geben, wenn eine andere Kombination (das Wort erinnert mich an Dein holdes Erröthen in der Lingerie) ihnen besseren Profit verspricht. Können sie an Rußland ordentlich verdienen, sich einen lohnenden Export schaffen, dann sind sie gerettet. Dann schläft auch der Sprachenstreit ein und der Novemberplan — Absolutismus mit je einem Erzherzog in jedem Kronland —, auf den der ruhige alte Herr sich nicht gern noch einlassen möchte, kann vertagt werden. Das hat Lehrenthal, der schlaueste Mann, den sie dort zu versenden haben, in Petersburg angebahnt; mit Erfolg, wie es scheint. Anderes bleibt nicht übrig, wenn sie nicht auch noch den Balkanmarkt verlieren wollen. In Sofia können sie längst nichts mehr machen. In Belgrad wird vielleicht schon in aller kürzester Frist (Dragas Gefangener ist fertig) ein Satrap Rußlands sitzen. Ja ganz nett, daß unseren Offiziösen zur Heke gegen Lehrenthal gepöfien wurde; nur fällt heutzutage kein Erwachsener darauf herein, keiner von Denen wenigstens, auf die es ankommt. Oesterreich kann nur gewinnen, wenn wir zurückgedrängt werden, nur verlieren, wenn unsere Macht wächst; dann sind seine Deutschen nicht mehr zu halten. Kindisch, zu glauben, die Leute wüßten so was nicht selbst; als ob wir allein alle Weisheit geschluckt hätten. Die politische entente ist schon da; die wirthschaftliche soll nun folgen. Sinn und Zweck des edlen Dreibundes werden aber einigermaßen problematisch, wenn Oesterreich mit Rußland,

Italien mit Frankreich intimer ist als mit dem Bundesgenossen unter der Pickelhaube, dem sie aus Liebe nie die Hand gereicht hätten.

Mit Alledem will ich nicht etwa sagen, daß der Bund nicht erneuert wird. Warum denn nicht? Weshalb den guten Bürger erschrecken, lästige Interpellationen heraufbeschwören und den Zeitungsmachern Futter für lange Wochen hinstreuen? Viel süßer ist heimliche Liebe, von der Niemand nichts weiß. Offiziell wenigstens. Krugleiten kosten nichts; und es ist stets bequem, sagen zu können: Der Kurs bleibt der alte. Zu Schaustellungen kann die triplice noch lange dienen; bis zu der Stunde, wo sie aus dem papiernen ins wirkliche Leben treten soll. Länger natürlich nicht. Mit Scherzchen aber und niedlichen Wortspielen kommt man darüber nicht hinweg. Bitte, recht ernsthaft! So gehört sichs an einem Paradebett.

Wobei ich, in Parenthese, bemerke, daß ich über die Zollsache mich einstweilen ausschweige. Da wird an den verschiedensten Stellen Allerlei gebraut; mündlich mehr, auch über die Mitwirkung geschätzter Damen. Abwarten. Unsere ehrenwerthen Parteigenossen schreien seit Monaten, daß sie es so billig nicht machen. Kein Mensch glaubts. Sind sie schließlich doch für fünf Mark zu haben (was, im Vergleich zu jetziger Lage, für ihr Budget etwa so wichtig wie für Cures, ob Ihr an Sonntagen Graves oder Chablis trinkt), dann haben sie sich wieder lächerlich gemacht. Das würde mein Schamgefühl immerhin weniger verletzen als ihre kritikalose Bewunderung jeder Eintagsrednerei. Triste Epigonen. Udo Stolberg für die championship ausgebuddelt: sagt Alles. Für auswärtige Politik haben sie überhaupt kein Interesse mehr. Halten Alles, was ihnen vorgefanzelt wird, für arrivé. Und ahnen nicht, wie dunkel sichs draußen zusammenzieht.

Und diese wahrhaft staaterhaltende Unwissenheit! Viel verlangt man nicht; bin selbst nicht übermäßig beschlagen. Als Bülow aber seine Anekdote von Friedrich dem Großen und dem Granitbeißer erzählte, hätte ich doch gewittert: Das kann nicht stimmen. Vielleicht wäre mir nicht gleich eingefallen, daß Napoleon das Wort in der Gefangenschaft gesprochen hat, doch sicher, daß es nicht der Ton, nicht der Timbre des Alten Fritzens ist (der auch verdammt wenig Grund hatte, sich für den sittlichen Werth seiner „Rackers“ zu engagiren). Du mußt übrigens zugeben, daß Dein Herakles da recht unsanft entgleist ist. Falsch citiren kann Jeder mal. Wenn ein deutscher Kanzler aber einen englischen Minister mit einem Fritzenvort zerschmettern will und zu diesem Zweck einen Satz anführt (wörtlich und mit vorbereitenden Details, als wäre er dabei gewesen), der nie von einem Preußenkönig, sondern von

Bonaparte gegen Deutsche gesprochen worden ist, dann ist's doch ein Wischen eilig. Und der „korrische Parvenu“ hat obendrein nicht Recht behalten; seine Ruhmeshalle war nicht von Granit. Die Nachredner, deren Ohnmacht sein Spott treffen sollte, haben ihm doch manches Blättlein aus dem Kranz gekauft. Stimmt also auch da nicht. Nein: mit solchen Beispielen ist ein Politiker von der Fähigkeit des Herrn Chamberlain nicht totzukriegen.

Noch lebt er, munterer als je, und ist, dank Bülow, der populärste Mann in der englisch sprechenden Welt. Empfangsjubel in Westminster, Feieradresse der City: toute la lyre. Eine nach jeder Richtung verunglückte Aktion. Ich habe mir londoner Blätter kommen lassen und den Wortlaut der berühmten oder berühmigten Rede festgestellt. Nach meiner Ueberzeugung wars nicht beleidigend. Wenn aber, dann genau eben so wie für uns auch für Russen, Türken, Franzosen, Oesterreicher; denn er sprach von Polen, Kaukasus, Armenien, Tonking, Bosnien und dem deutsch-französischen Krieg. Nur ein Verrückter würde als Minister all diesen Völkern an einem Tage Barbarei und Sittenlosigkeit vorwerfen. Die Behauptung, der — mir ungemein gleichgiltige — Herr habe gesagt, England werde das von den aufgezählten Völkern gegebene Beispiel nie nachahmen, war eben falsch; er hat gesagt, noch habe England das Beispiel nicht nachgeahmt, und keinen Zweifel darüber gelassen, daß er diese Nachahmung für unbedingt nötig halte. In Petersburg, Paris, Wien, wo man ganz den selben Grund zur Entrüstung gehabt hätte, hat sich kein Mensch gerührt. Jetzt aber las ich in der Neuen Freien Presse (einem noch immer sehr gut gemachten Blatt): „Was Chamberlain gegen die deutsche Armee, diesen Stolz der Nation, vorgebracht hatte, mußte eine tiefe Erbitterung in Deutschland hervorrufen.“ Mußte? Er hat nicht eine Silbe weniger über die österreichische Armee gesagt, die doch auch wohl der Stolz der Nation ist, und nicht der leiseste Versuch eines Protestes war zu merken. Ueberhaupt . . . Was kümmert uns eigentlich der Mann? Seine Landsleute halten ihn für tüchtig. Ganz grundlos kann er nicht sein; sonst hätte er sich nicht, wegen Homerule, von Gladstone getrennt und die sichere Aussicht auf die Nachfolge des großen Schwägers geopfert. Er soll den Transvaalkrieg benutzt haben, um an Familiengeschäften Geld zu verdienen. Möglich; trotzdem sogar englische Sozialisten es bestreiten. Die Sache kann aber auch anders liegen. Unser Möller ist gewiß ein ehrlicher Mann; durchaus „teger“, wie der alte Bleichröder zu sagen pflegte. Seit er aber Minister ist, wird sein „Kupferhammer“ (eine Klitsche, an die vorher Niemand dachte) in Industrie-circularen eifrig als Bezugsquelle empfohlen. Leute, die dem eigenen Vor-

theil zu dienen glauben, wenn sie Ministern Gewinne aufzuhängen, giebt es überall; der Minister braucht von solchem Bemühen gar nichts zu merken. Das wollte der brave Diest-Daber nie einsehen. Der maßgebende Schuldner der Rhodes und Beit sitzt jedenfalls nicht im Kolonialamt. Sicher scheint mir dagegen, daß Chamberlain der Inspirator des Jameson Raid war. Nicht schön; aber à la guerre comme à la guerre. Eben ist ein Brief veröffentlicht worden, der beweist, daß Bismarck vor 66 den Hannoveraner Bennigsen (der jetzt das Unglück mit dem Sohn hatte) zu Landesverrath übelster Art anstiften wollte. Wird meine Schwester ihn deshalb geringer schätzen? Gebt doch, liebe Kinder, endlich die Vorstellung auf, Großmachtspolitik sei von Englein im Flügelkleide zu leisten. Die Buren führen ihre Guerilla, daß es eine Freude ist, zuzusehen. Betet sie an, wenn Ihr schon anbeten müßt; aber vergeßt gefälligst nicht, daß erst ein paar Jahrzehnte vergangen sind, seit sie den Boden, den sie jetzt vertheidigen, mit grausamster Gewalt einem anderen Stamm entrißen und die Besiegten zu rechtlosen Knechten gemacht haben. Die englische Krankheit, Herrschaft der public opinion und des cant, ist bei uns endemisch geworden. Wenn ich alle Tage die Moralstumpeter höre und dabei bedenke, wie Preußen in die Höhe gekommen ist, könnte ich sekrank werden. Von Granit hat der große Fritz nie geredet, aber gesagt: S'il faut tromper, soyons fourbes. Ueberläufst Dich nicht? Zerbrochene Eier, Rinette!

Du ziehst die Lippe und findest, ich sündigte selbst da, wo ich Andere table. Nein, Madame, wirklich nicht. Einerlei, ob Bülow gerecht oder ungerecht war. Nur wirksam mußte er sein. Schien unsere Waffenchre ihm verletzt, dann konnte er in London Genugthuung fordern, Erklärungen verlangen, wie es sogar der Banause Guizot in solchem Fall gethan hat. Wozu hat man das Botschaftpersonal? Aber ich will nicht über die Mittel rechten. Er weiß, wie verhaßt die offizielle Anglophilie ist, und freute sich der Gelegenheit zu einem populären Kraftwort. Auch gut. Nur muß mit solchen Szenen mehr erreicht werden als ein schnell verhallender Applaus. Und erreicht ist nichts. Weniger als nichts. Die Briten rasen und planen einen Boykott, der unserem Handel und namentlich unseren Industriekapitalisten sehr unangenehm werden kann. Herr Chamberlain ist der Held des Tages, hat auch rein rhetorisch Bülow weit übertroffen und erzählt triumphirend, so wie er sei noch jeder große Minister Englands im Ausland gehaßt worden; richtig: siehe Napoleon über Pitt und dessen Schule, „die im frechsten Machiavellismus, in tiefer Unsitlichkeit, in selbstsüchtiger Verachtung alles Menschenschicksals ihren Ausdruck findet“. Ueber den Kanal wird gerufen, wenn der

Vergleich mit dem englischen Heer beleidigend sei, dürfe der Deutsche Kaiser in diesem Heer nicht Feldmarschall bleiben. Und Arthur James Balfour hat im Namen der Regierung erklärt, sie habe von Camberlains Worten nichts zurückzunehmen. Die Beleidigung — nach des Kanzlers Ansicht war es eine — ist also vom Kabinet Salisbury feierlich wiederholt worden. Danach müßte eigentlich der diplomatische Verkehr abgebrochen worden. Sonst, fürchte ich, wird man uns in Europa nicht mehr ganz seriös nehmen.

Und die stolzeste Preußin jubelt? Gloire à Hercule!

Schade. Ich hätte der Kanalgesellschaft eine ordentliche Schlappe gegönnt. Aber mit Lusthieben, Moralitäten, Rednerereien ist da nichts zu machen. Dein großes B kennt sie eben nicht. Würde sonst auch nicht sagen, in London seien Angriffe à la Bebel auf Regierung und Heer undenkbar. Lieber Himmel! Sollte lesen, was Stead und die Zren an Pamphleten leisten, — während des Krieges noch dazu! Sähen bei uns längst im Loch. Fast Alles, was wir über südafrikanische Schnödigkeiten wissen, stammt ja aus diesen Quellen. Ob Alles wahr ist? Memento Dreyfus! Und was wird seit Wochen über unsere Polenpolitik gedruckt! Rochefort schrieb, ein paar wreschener Kinder seien in Folge der Züchtigung schon gestorben, andere für Lebenszeit verkrüppelt. Aehnlich in Dutzenden erstereer Blätter. So wirds heutzutage gemacht. Krieg ist nun mal eine böse, barbarische Sache, graußig für verzärtelte Kulturmenschen. Zweifle auch gar nicht, daß Kitcheners Söldner im Lauf der Zeit gründlich verrotzt sind und sich nicht wie Kavaliere benehmen. Nur nicht jeden wüsten Blödsinn glauben und mit Moralartikeln hausfieren.

Moralisch sind wir auch nicht zur Germanisirung der Polen berechtigt. Trotzdem: wenn das neue Programm durchgeführt wird, will ich sehr zufrieden sein. Schon Etwas, daß die Prügelei aufhört. Das Schlimme daran war, daß die Kinder gehauen wurden, weil sie den Eltern gehorchten. Geht nicht. Setze Dich in die Lage der Mütter. Brauchen die kleinen Demonstranten ja nur in den Klassen sitzen zu lassen, bis sie kurr werden; vom Staat fixirter Schulzweck nicht erreicht, — also! Nur nicht wieder Heße gegen Adel und Klerus. Ganz veraltet. Wer Stableski (kenne ihn aus der Zeit, wo er im Reichstag saß) für Fanatiker hält, ist schief gewickelt. Thut, was er kann, und kann mehr entgegenkommen als ein Deutscher; siehe Kopp, dem sie in den Grenzdistrikten nachrufen: Preußischer Freimaurer! Vorstellung, daß man, um Politik zu treiben, informirt sein muß, scheint vieux jeu. Jeder rabadirt und Keiner weiß, was los ist. Polenbewegung ist heute radikal demokratisch. Klerus hält mit Ach und Krach die Reste seines Ansehens; wäre

verloren, wenn noch gouvernementaler; und auch für uns würde die Geschichte dann natürlich ärger. Hier denkt man immer, Geistliche und Slachta hätten die Leute noch an der Strippe. Keine Spur. Sind felig, wenn man sie in Berlin Hochverräther nennt, weil dann Hoffnung, früheren Einfluß zurückzugewinnen. Nur deshalb hat der Czartorhski sich jetzt eingemischt. Fahren wir mit Chicanen fort, dann kitten wir die ganze Sippe wieder zusammen. Außer wirthschaftlicher Stärkung der Deutschen Alles verkehrt. Glaube überhaupt nicht an Losreißungstendenz. Wird nur mitunter gesagt, um dem Mob was zu bieten. In Wirklichkeit drängts von unten; Slachzigen und Akerisei möchten Ruhe haben. Würde ich ihnen lassen, wenn an der Sprige säße. Und was an Geld aufzutreiben ist, in die Provinzen stecken. Nicht Vereinshäuser bauen; sind deutsche Forts, wie in Böhmen, und auf alkoholisch gefärbten Patriotismus pfeife ich. Aber kräftig kolonisiren, Industrie mit Hochdruck; Landwirthschaft muß ja mit Slaven arbeiten. Nur reichliche Düngung mit Kapital kann helfen. Daran fehlt's leider. Keine Aussicht auf Besserung, trotz Siegestänzen der Börjaner. Die berühmte Krisis hat erst angefangen. Und nicht Einzelne sind schuld, sondern die allgemeine Ueber-
 spannung. Weltpolitik! Unermessliche Absatzgebiete! Das ist den Leuten zu Kopf gestiegen und jetzt geht ihnen der Athem aus. Seit dreißig Jahren sind wir eine Nation. Statt mit biemärckischer Geduld nun mal fünfzig bis hundert Jahre still zu sitzen, uns innerlich zu amalgamiren und zu konsolidiren, statt die Anderen sich an der Peripherie müde laufen und unsere Händler sich einfressen zu lassen, sollte es Hals über Kopf ins Weltimperium hineingehen. Schöner Gedanke. Aber es kommt anders. Alte Kultur und namentlich alter Reichthum sind nicht zu unterschätzen. Auch darin paßt mir Dein Feld nicht, dessen A und O immer, wie sich seit Bismarck's Zeit draußen Alles verändert habe. Gar nichts, finde ich. Wir haben noch alle Hände voll zu thun, um das Reich fertig zu machen und in Europa en vedette zu sein. Das Wischen Asien, das vorläufig zu haben ist, gebe ich billig und die Bagdadbahnhoffnungen klingen nach Tausendundeine Nacht. Neu und Strich durch jede Rechnung ist nur die fabelhafte Entwicklung des basaltlosen Landes dräben. Fordert völlige Frontänderung. Ueber die new departure nach New-York weiß ich nichts. Scheint, daß man Demokrat sein muß, um Sinn für solche Feierlichkeit zu haben. Eine Kennnacht ist doch die privateste Privatangelegenheit, die ich mir denken kann. Dein arisches Herz mag sich beruhigen: Vater Roosevelt gehört nicht zur Synagoge. Ein smarterer Herr, sehr impulsiv, wie man bei uns sagt, und mit Neigung fürs Dekorative; als er

Gouverneur des Staates New-York werden wollte, ging er als Rauhreiter mit Stabstrompetern auf den Stimmenfang, hatte aber auch nichts dagegen, daß seine Agenten im Judenviertel erzählten, er sei der Enkel eines sicheren Rosenfeld. Daher Deine Angst. Das Silbergeschirr wird den Astor, Morgan, Carnegie nicht imponiren. Aber der Prinz wird gefallen. (Hoffentlich giebt's nicht wieder im nächsten Jahr Krieg, wie nach dem Besuch in Peking.) Die Leute werden entzückt ob der unerhofften Ehre sein und wir werden Wochen lang hören, daß ein Markstein errichtet ist. Rechne getrost auf einen Nummel, wie selbst wir ihn noch nicht erlebt haben. So was puffen die Hankees schon. Bitter ist nur, daß die Zuschauer dahinter wieder irgend einen fürchterlich tiefen Plan wittern und danach disponiren werden. So war es noch jedesmal; und der Glaube an die Stetigkeit unserer Politik sollte doch werthvoller sein als sämtliche Rundreiseerrungenschaften. Thuts nichts: public opinion ist im siebenten Himmel; und Dein Angegeschwärmter scheint sie noch höher zu schätzen als sein schlechtes Vorbild, der selige Palmerston, dem sie seit der Junirede von 1829 in die Apotheose verholfen hat.

... Herrgott: welcher Dauerbrief! Senile Geschwägigkeit, denkst Du. Parfaitement. Erstens aber brauchtest Du mich durch Dein geschätztes nicht herauszufordern; und zweitens mußt Du zugeben, daß ich auf die scandalosa nicht mit einer Silbe eingegangen bin, mit denen großmütterlicher Uebermuth einen Greis zu necken geruht, sondern stockernsthaft geredet habe, als wäre die Sorge fürs römische Reich mir anvertraut. Und drittens bin ich bereit, alle Schätze Borchardts und Schaurtós aufzufahren und sogar die Hugenotten an die Rampe zu locken, um Absolution zu erlangen. Komm also, Trauteste, die nicht wie andere Frauen ist, komm auf lange; und bring den Genossen Adolf getrost mit. Ich werde ihn nicht aus den Fängen lassen und das liebe Vaterland kann also ruhig sein. Falls wir mit Herrn Singer Brüderschaft trinken, geschieht's im cabinet. Und ich benachrichtige Dich. Bitte, jedenfalls Ankunft melden, damit die unpolitische Lotte (die sich grüßend auf shopping freut) oben heizen läßt.

Schwärme weiter, standesgemäß Unentwegte, und, wenn Du keinen würdigeren Gegenstand findest, gelegentlich auch mal fünf Minuten lang für Deinen bisher so schmähslich verkannten

Bruder und Vasallen
Moriz.



Eugène Carrière.

Ueber Carrières „transszendentale Seelenmystik“ raunen die Anhänger des modernen Okkultismus geheimnißvolle Worte. Die Mystik ist heute Mode. Zwei so ungewöhnliche Schriftsteller wie Guy de Maupassant und Mauriac, Beide von dem selben Stamm und Blut wie der berühmte Ruysbroeck, haben ihr viele vornehme Geister gewonnen, unter denen der früh verstorbene Dichter Georges Rodenbach, auch ein Flandernsproß, den stärksten Zauber übte. Es sind — die Schüler wenigstens — recht wunderliche Heilige; fast immer nicht ganz gesunde Lebemänner mit mehr oder weniger pervertierten Neigungen. Maurice Barrès gehört ja auch zu ihnen. Und einige deutsche Namen wären zu nennen, die ich aber lieber nicht ausspreche.

Ob Eugène Carrière zu ihnen gehört? Jedenfalls hat er als Maler große Verdienste, die mit Mystizismus nichts zu thun haben. Die Psychologie seiner Kunst ist ohne alle Mystik und in rein historischer Betrachtung zu klären. Die sichtbarste kunstgeschichtliche Thatsache des abgelaufenen Jahrhunderts ist jene große technische Evolution, die man in historischer Folge als Impressionismus, Luminismus und Pointillismus bezeichnet und die sich uns original darstellt in den Werken eines Manet und Monet, eines Pissarro und Sisley, eines Renoir und Degas bis herunter zu dem Belgier Rysselberghe. Diese große Bewegung, die übrigens doch nicht nur technisch aufgefaßt werden darf — denn sie wurde zugleich ein Spiegel aller sozial gefärbten ethischen und ästhetischen Präokkupationen der Zeit —, ist der höchste künstlerische Ruhmestitel der französischen Nation, der wir sie der Hauptsache nach verdanken und die damit über den ganzen Erdtheil und weit darüber hinaus in der Malerei einen Einfluß und eine Herrschaft übte wie kaum in ihren glänzendsten Epochen auf dem Gebiet von Literatur, Mode und Politik.

Und dennoch wurde eine Reihe der hervorragendsten Maler der Zeit von dieser ganzen Bewegung gar nicht berührt: in Frankreich Puvis de Chavannes und Gustave Moreau, in Deutschland Böcklin und Thoma, in England Watts und Burne-Jones. Sie wurden nicht davon berührt, obwohl sie die ganze Bewegung von Anfang bis zu Ende mit erlebten. Sie waren in ihrer künstlerischen Bildung schon zu weit vorgeschritten, als das Neue einsetzte, und sie waren insbesondere zu ausgeprägte künstlerische Persönlichkeiten, um überhaupt eine „Bewegung“ mitmachen, um überhaupt andere Wege gehen zu können als die selbst gewählten. Andere Künstler; jüngere, scheinen uns heute auch unberührt vom Impressionismus, — oder wie man die Sache nennen will. Doch der Schein trügt. Auch sie trugen einst das Modestück, haben es aber rechtzeitig ausgezogen. Sie wußten, daß man mit den Wölfen heulen muß. Sie heulten sogar immer noch lauter als die

Wölfe selbst. Aber andere Zeiten, anderes Geheul. Der virtuoseste Heuler dieser Art ist der auf Java geborene Holländer Loroop. Er hat genau gemalt wie Courbet und dann genau wie Manet; er hat später Monet und Pissarro überboten, noch später Renoir und Degas. Es giebt von ihm Köpfe im Umriß, die an die wunderbarsten Handzeichnungen der Museen erinnern. Daneben ist er ein Plakatsarben-Symboliker der fanatischsten Art; da überbietet er nun wieder Hellen und Rhnopff. Wo ist er Loroop? Ueberall oder nirgends? Er spielt siebenundzwanzig Instrumente mit gleicher Virtuosität, aber er sagt auch auf jedem nur, was Andere schon gesagt haben. Und er ist leider ein Typus. Nur sind die Anderen nicht ganz so virtuos. Courbet und Monet hatten nur eine Sprache, wie auch Rubens und Rembrand nur eine Sprache redeten. Nur eine Sprache hat auch Eugène Carrière.

Ihre Grammatik feststellen? Darauf kommt es mir nicht an. Sie ist impressionistisch, um es kurz zu sagen. Mehr als irgend Einer von Denen, die heute als Persönlichkeiten über die Anderen emporragen, sieht Carrière, technisch, im Impressionismus und dessen Konsequenzen. Von Monet zu ihm führt eine gerade Linie. Deren Endpunkte sind zwei Welten. Aber diese Linie unterscheidet Carrière fast von allen bedeutenden Zeitgenossen. Die Anderen haben dem Impressionismus den Rücken gekehrt und zu Ausdrucksmitteln gegriffen, die der Impressionismus haßte. Carrière ist unbehindert auf dem einmal betretenen Weg weitergeschritten; er ist dem Impressionismus treu geblieben, hat ihn aber aus der Kraft seines Genius wiedergeboren.

Die impressionistische Kunst hatte eines Tages ein Gefühl wie der verlorene Sohn, der die Schweine hütete und Treber aß. Es war zunächst eine Art Hunger. Diese Kunst hatte sich zu lange nur von Luft- und Lichtschwingungen genährt, hatte alles Substantielle, alles Kompakte abgewiesen. Und alte, längst vergessene Sehnsüchte erwachten. Die Sehnsucht nach ganzen, klaren, hellen oder tiefen Farben, die so schön sein können, wenn sie auch nirgends in der Natur so rein und ungebrochen vorkommen sollten; die Sehnsucht nach der schönen bedeutenden Linie in ruhiger rhythmischer Bewegung, die Sehnsucht nach der festen, klar umschriebenen Gestalt. Es war ein schmerzgendes Heimweh.

Und die Kunst machte sich auf und kehrte ins Vaterhaus zurück, zurück zu den ersten Märchenträumen ihrer Kindheit. Sie verliebte sich so närrisch in die arme Seele von Linie, die lange vergessene, die lange verschmähte, daß, wie sie vorher nichts sah als Lichtgestimmer, sie nun nichts mehr wollte als Linie, als leuchtende, körperlose Linie, als gegenstandslose, symbolische Linie. Sie wurde manchmal ganz toll von dieser Leidenschaft. Doch huldigte sie nebenbei auch einer anderen, mehr sinnlichen. Sie vernarrte sich in breite Farbenflächen. Sie liebte Bilder, die dadurch entstanden schienen,

daß man einen Topf voll rother und einen Topf voll blauer und einen Topf voll gelber Farbe auf eine Tafel ausgegossen hatte, fein sauber und unvermischt.

Es war nicht die einzige Rückkehr zu alten Idealen. Wo sonst in der Landschaft von lauter Licht sich am Liebsten kahle Brandmauern und Fabrikschote aufreckten und schwielenfäustige Arbeiter das nicht gerade immer Hohe Lieb der Arbeit mit rauher und heiserer Stimme heulten, da schwebten nun zwischen schlanken Bäumen liebliche Allegorien und unleibhaftige Engel in weißen, wallenden Gewändern, mit eben so weißen, langen und schmalen Flügelu herab und fangen Gloria in excelsis.

Nie hat sich eine Zeit in so schroffen, rasch einander ablösenden Gegensätzen gefallen. Doch nicht alle Künstler machten die Sprünge mit. Carrière hielt keine Umkehr für nöthig. Er ließ sich in seinem Glauben an das Licht als welterschöpfendes Prinzip nicht beirren. Aber während Andere das Licht, ihre Gottheit, fast mehr als Chemiker denn als Künstler betrachteten und im Analysiren keine Grenze finden konnten, auch im Licht und in der Natur überhaupt sozusagen das Ding an sich der Kunst erblickten, sah Carrière in Alledem nur Mittel. Er wollte nicht die Natur mit Haut und Haaren in die Kunst hineintragen, er suchte, wie die eben zur idealen Linie und zur idealen Farbe Befehrten, weniger als die Natur und mehr als die Natur. Das wollte er wie diese Befehrten; nur mit anderen Mitteln. Nicht mit den so lange verschmähten der idealen Linie und Farbe wollte er, sondern mit den Mitteln, die das mühsam gewonnene technische Resultat der letzten Entwicklung waren. Aehnlich empfand mancher Künstler. Im vorjährigen pariser Salon sah man ein Bild: nackte, tanzende Mädchen am Strand. Dem ziemlich umfangreichen Gemälde sah man die Monet-Schule auf den ersten Blick an. Aber während die impressionistischen Lehrer nichts malen wollten als ihre naturalistischen Lichtstudien, benutzte dieser Schüler die selben Studien nur als Mittel und that, was die Anderen für ein Verbrechen gehalten hätten: in Licht und Luft brachte er ein Traumgesicht persönlichster Art. Er heißt Raphael Collin. Sein Bild wäre gerade in dieser Düstigkeit, in dieser poetisch-leisen Wirkung eines schönen Traumes ohne die aus Monets Wirken gezogenen Lehren nicht möglich gewesen. Andere warfen diese Lehren weg, wie Kinder ihr Spielzeug, um wieder neues Spielzeug zu suchen. Das that Collin nicht. Das that noch weniger Carrière. Der idealen Linie und der idealen Farbe gesellte er das ideale Licht. So schuf er sich sein eigenes, persönlichstes Instrument. Nicht zu alten Göttern brauchte er zurückzukehren; den neuen Götzen erhöhte er, weihte er zu einem lebendigen Gott. Nur mit des Lichtes Hilfe schafft er. Linie und Farbe haben keinen Theil an seiner Schöpfung. Seine Gestalten sind nur Licht, sind körperlos, noch körperloser als die unleibhaftigsten Engel der Symbolisten.

Wer noch nichts von Carrière gesehen hat, mag hier an Rembrandt denken und staunen. Beides mit Recht. Carrière ist ganz zweifellos Rembrandt verwandt. Und wenn er auf manchen Bildern gewisse kümmerliche Frauen- und Kinderköpfe modellirt und gruppiert, erinnert er an Peter de Hoch. Mit Rembrandt verknüpft ihn besonders die Verwendung der Dunkelmassen zum Zweck der Vereinfachung und Reduktion des Ganzen auf das Wesentlichste. Das einst so berühmte *clair-obscur*, das in Leonardo seinen ersten geheimnißvollen Zauber äbte, das dann in Correggio fast eine Art Vulgarisirung erfuhr und in Rembrandt sich ins Nordisch-Protestantische verdüsterte, erlebt in Carrière eine eigenthümliche Wiedergeburt. Und doch ist zwischen Rembrandt und dem Franzosen eine tiefe Kluft. Abgesehen von der ausgiebigen Verwendung der Farbe bei Rembrandt — und einer sehr materiell wirkenden Farbe —, machen seine Gestalten durchaus keinen geisterhaften Eindruck; sie leben in gesunder und oft genug in derber Körperlichkeit. Darin haben sie nicht die geringste Verwandtschaft mit den Geschöpfen Carrières. Und noch weniger darf man bei Carrière an die groben Gegensatzwirkungen von Licht und Schatten bei Carravaggio und Ribera denken, die vor der großen luministischen Evolution von Theodor Ribot virtuos wiedergeschaffen und neuerdings von Ferdinand Roybet noch übertrumpft wurden, wie die zwei spanischen Damen jetzt in der dresdener Ausstellung zeigen. Neben diesen Künstlern, die auf den ersten Blick die Erinnerung an das siebzehnte Jahrhundert heraufbeschwören, wirkt Carrière erst recht wie ein Ursprünglicher. Oft — Das muß man den Okkultisten zugeben — wirken seine Geschöpfe wie Geisterspuk. Ob aber gerade darin seine Bedeutung liegt? Es giebt heute in Deutschland Dichter, deren Verse das Gefühl erwecken, als ob Einem vor den Augen Schleier niederwallten, schimmernde, irrisirende, opalisirende Schleier, hinter denen dann vielleicht sogar Gestalten auftauchen. Etwas wie eine dunkle Ahnung dieser Gestalten bekommt man wohl auch. Aber nicht mehr. Carrière giebt mehr, viel mehr. Er giebt wahrhafte Gesichte. Aber ein leiser Schleier ist auch immer davor. Und Das verbrieft den Betrachter manchmal. Man möchte die Spinnengewebe wegwischen können. Man wünscht, der Künstler hätte sie selbst weggewischt. Doch dieser Wunsch ist wohl sehr thöricht. Am Ende wäre auch Das mit weggewischt worden, was wir daran so hoch schätzen. Durchaus groß und bewundernswerth ist Carrière, wo er wirkliche Geister, Menschengeister, nervöse moderne Geister beschwört. Seine Dichterköpfe sind geniale Leistungen und ganz einzig in ihrer Art. Sie tragen auf der Stirn den Stempel ihres Jahrhunderts in schärferer Prägung als irgend ein Produkt dieser Zeit. Hier scheint alle Erdenhaftigkeit überwunden, alle Materie abgestreift zu sein. Muß man deshalb von Mysticismus und Spiritismus reden? Nein. Carrière hat sich das Medium

des Lichtes dienstbar gemacht; damit modellirt er nun, wie Andere mit Thon. Die Plastik kommt dabei etwas zu kurz und noch mehr die Körperlichkeit; um so stärker wirkt das Geistige. Das ist das Geheimniß.

Die auffallende Verwandtschaft Carrières mit Auguste Rodin kann nicht übersehen werden. Die einseitige Betonung des seelischen Ausdrucks bei dem Einen entspricht der übermäßigen Werthung der Gestalt bei dem Anderen. Und wie sehr der Bildner Rodin mit Beleuchtungseffekten arbeitet — mehr als irgend ein Plastiker vor ihm —, ist bekannt.

Von den Malern steht Aman-Jean dem Meister nah. Er ist nicht so konsequent wie Carrière. Die Farbe läßt er auch nur ganz leise und nur in den diskretesten Tönen sprechen; aber der Linie macht er keine geringen Zugeständnisse. Bei ihm wird man eher an Correggio als an Rembrandt erinnert. Er ist eine weibliche Natur. Anmuth, Zartheit, Lieblichkeit: Das ist sein Reich. Neben ihm wirkt Carrière fast unheimlich. Doch kommt er bei diesem Vergleich nicht zu kurz. Er ist männlicher, stärker, einfacher und größer. Er ist vor Allem tiefer. Er schmeichelt weniger den Sinnen und reizt stärker den Geist.

Mannheim.

Benno Rattenauer.



Erziehung und Erzieher.

Auf dem Gebiete des höheren Schulwesens herrscht eine lebhafteste Reformthätigkeit. In Parlamentsdebatten und den Artikeln der Zeitungen verschiedenster Richtung werden in dieser Hinsicht Forderungen geltend gemacht, die häufig von einander in den wesentlichsten Punkten abweichen. Dabei macht man nur allzu oft die Bemerkung, daß auf Grund einer Einzelerfahrung gewonnene Privatansichten oder aus eigenen Erlebnissen abzuleitende Abneigungen in die öffentliche Diskussion getragen werden, so daß es für fernere Stehende schwer ist, ein Verständniß für das Ganze dieser Reformbewegung und ihre Nothwendigkeit zu gewinnen. Ich möchte versuchen, dem Leser einen solchen Ueberblick zu verschaffen, und darf diesen Versuch wohl wagen im Anschluß an ein jüngst erschienenes Buch des bekannten Pädagogen Rudolf Vehmman (Berlin, Weidmann, 1901), das den Titel führt, den ich an die Spitze dieser Ausführungen gestellt habe.

Das Buch darf in mehrfacher Beziehung ein modernes genannt werden. Einmal nach seiner Absicht: „Von Erziehung soll die Rede sein und vom Unterricht, sofern er der Erziehung dient. Aber nicht von einem allgemeinen Begriff der Menschenbildung soll darin gehandelt werden, sondern von der ganz bestimmten Art und Weise, wie wir in unserem Lande, zu unserer Zeit, in Deutschland um das Jahr 1900, das kommende Geschlecht zu bilden und an der Zukunft unseres Volkes vorbereitend zu arbeiten suchen oder suchen sollten. Aus unseren Nothen ist das Buch entstanden, unseren Bedürfnissen soll es entgegenkommen.“ Das

Buch ist noch in einem anderen Sinne modern. Es ist geschrieben vom Standpunkte moderner Wissenschaft, die eingesehen hat, daß die Fülle des menschlichen Lebens nicht sich hineinzwängen lassen wolle in bestimmte Regeln, daß es nicht ein allgemein gültiges Schema gebe, nach dem das Kind emporwächst: gleich an Bedürfnissen und Wünschen und deshalb unter gleichen Bedingungen und Einflüssen fähig zu gleicher Entwicklung. Wir haben individualisieren gelernt, und wenn die Wissenschaft in dieser Hinsicht, was die Forschung anbetrifft, vielleicht zu weit gegangen ist, so ergeben sich aus dieser Einsicht in die Kompliziertheit menschlichen Wachstums und Werdens bedeutsame Resultate, die eine wissenschaftliche Pädagogik schon jetzt nutzen darf. Auch darin möchte ich das Buch als aus moderner Geistesrichtung entstanden bezeichnen, daß es aus dem Bewußtsein geschrieben ist, unsere heutige Weltanschauung verlange stärkere Berücksichtigung bei der Erziehung der Jugend und die heutige Kultur sei im Stande, erzieherische Werke aus sich hervorzutreiben. Das Bestehen einer solchen Forderung wird Niemand bestreiten; wichtiger ist, daß ihr Recht bewiesen wird.

Ziel aller menschlichen Erziehung muß sein, dem Jüngling die Mittel zur Behauptung seines Ich im Leben zu geben. Diese allgemeine Forderung hat im modernen Leben — wegen des in ihm enthaltenen Zuges zur Diesseitigkeit — eine erhöhte Bedeutung erfahren. Die Flucht ins Jenseits, in das Reich des Ideals macht unfähig zum Kampf ums Dasein. Wir führen ihn heute mit Anspannung aller Kräfte und deshalb muß die Schule den Jüngling ausrüsten mit den für diesen Kampf notwendigen Kenntnissen. Lebenskräftig sollen wir unsere Jugend gestalten, auch in dem Sinne, daß der Körper nicht leide unter der einseitigen Berücksichtigung der rein intellektuellen Bildung. Schule und Haus haben hier gleichmäßig zu wirken. Anfänge nach dieser Richtung liegen vor, aber das Meiste ist noch zu thun, um unsere Jugend zu einer höheren Kultur der Lebenshaltung zu führen, wie sie der wachsende Volkswohlstand erndtlicht und wie sie in anderen Ländern bereits erreicht ist.

Aber nicht einseitig darf der Blick auf diese realistische Seite der Erziehung gerichtet sein: sie muß eine Ergänzung erfahren durch Uebermittlung überlebenswerthe an den Schüler. In der Diskussion des Tages werden nur allzu oft die rein materiellen Interessen allein in den Vordergrund geschoben und kurzfristig wird übersehen, daß die höchsten ideellen Werthe die Frage nach dem „Wozu“ nicht vertragen oder vielmehr nicht zulassen, weil sie darüber stehen. Lehmann zeigt sich als begeisterten Verklärer des Ideals. Mit Recht. Gerade an diesem Punkte ist eine moderne Erziehung erst zu schaffen. Das moderne Leben hat Probleme entwickelt, für die uns die Vergangenheit keine Lösung giebt. Vor Allem die soziale Frage, das Problem der Grenzbestimmung zwischen dem Recht des Individuums auf sich selbst und den Ansprüchen der Gesamtheit. Lehmann betont die Gefahr einer Schwächung der Persönlichkeit durch stete Anlehnung an die Gesamtheit und faßt in prägnanter Formulierung sein Urtheil über den Charakter unserer Zeit zusammen: „Alle Massenbewegungen unseres Zeitalters zeigen Kraft, aber den Persönlichkeiten fehlt es an kraftvoller Eigenart.“ Solche neu zu gestalten, ist Aufgabe einer modernen Erziehung; durch sie würde das Leben des Einzelnen wieder an Reichthum gewinnen, die Gesamtheit aber keineswegs verlieren, weil Arbeit an eigener Vollenbung Arbeit an der Vollenbung der Gesamtheit nicht ausschließt.

Ferner beginnt für die Erziehung unserer Jugend das antike Lebensideal an Bedeutung zu verlieren oder es wird ihr überhaupt nicht mehr so übermitteln, daß es lebenskräftig in ihr werden kann. Hier ist Ersatz zu schaffen; um so mehr, als gegen den realistischen Zug unserer Zeit Gegengewichte vorhanden sein müssen. Lehmann weist auf unsere klassische Literatur, auf Schiller und Goethe hin. Besonders Goethe ist berufen, Führer unseres Volkes zu sein. Aber ein Anderer soll neben ihn treten, weil sich in ihm das patriotische Empfinden unseres Volkes ein Symbol geschaffen und weil er in grandioser Einseitigkeit zwar, aber zum Heile der weltabgewandten Deutschen die realistische Weltanschauung durchgesetzt hat —: Bismarck. „Eine Verbindung von Bismarck und Goethe als Leitstern für unsere Jugendziehung: erscheint der Gedanke zu groß, zu kühn, zu unendlich? Hat doch auch Goethe die That verherrlicht, als Das, was im Anfang war und am Ende ist! Ist doch auch Bismarck eine Persönlichkeit in dem Sinn, wie Goethe und Schiller diesen Begriff dachten und verherrlichten. Eine Verbindung zwischen Bismarck und Goethe: Das heißt eine Vereinigung von geistiger Kultur und realistischer Lebensgestaltung. Das heißt eine Kultur der That und des Gedankens; und Das heißt zugleich eine Vereinigung von Gemeinfinn und Individualismus.“

Nach diesem Ideal entwirft Lehmann nun in großen Zügen den Plan, nach dem es erreicht werden muß. Er schildert die Erzieher und die Mittel der Erziehung. Erzogen wird in Schule und Haus; Beide sind so zu gestalten, daß sie in bezeichneter Richtung erzieherisch wirken. Nach der Einsicht, wie leicht besonders bei Beginn der Erziehung schädlich auf ein zartes Kindergemüth gewirkt werden kann, zählt er zu vermeidende Fehler und die richtigen Mittel zu einer förderlichen Beeinflussung des Kindes im elterlichen Heim auf. Daß das Leben daheim von sittlichen Gedanken beherrscht sei, ist die erste Forderung; „nur wo ein Kind sittlich handeln sieht, kann es selbst sittlich werden.“ Ferner muß das moderne Familienleben an innerem Reichthum gewinnen. Wie ärmlich sieht es heute noch oft damit bei uns aus, wie selten finden sich Eltern und Kinder im gemeinsamen Genuß wirklich guter Lecture und wahrer Kunst zusammen, wie oft verlieren Eltern so ganz die Zählung mit ihren Kindern, weil sie nie eine solche suchten! Wie oft werden Anlagen künstlich wiedergehalten aus kleinlicher Gedankenenge, wie oft wird elterliche Autorität gegenüber berechtigter Forderung der Kinder gewaltsam geltend gemacht! Lehmann lehrt zwischen abgöttischer, blinder Liebe und herzloser Strenge die richtige Mitte halten.

Neben die Erziehung im Hause tritt die in der Schule. Auch hier sind Reformen notwendig; es muß aufgeräumt werden mit einigen mittelalterlichen Resten unserer Weltanschauung, die dort noch ihr Dasein fristen. So oft sehen unsere Lehrer in kleinen Unreblichkeiten und Uebertretungen ihrer Schüler Kapitalverbrechen und bekämpfen sie mit einem solchen gegenüber angebrachten hohen Maß sittlicher Entrüstung. Dadurch rufen sie nur den Trotz des Kindes hervor und stellen durch Begünstigung der Angeberei in den Klassen sich in Gegensatz zu den sittlichen Instinkten der Schüler. Eine ruhige, entschiedene Ablehnung thut hier mehr als sittliches Pathos und inquisitorische Untersuchung. Weiter ist das Urtheilen nach moralischen Schematen und äußerlichen Erfolgen, wie es heute häufig üblich ist, zu bekämpfen. Lehmann findet, daß die heutige

Lehrmethode „die Thätigkeit des Lehrers viel zu sehr auf ein immer wiederholtes Richten und Urtheilen und viel zu wenig auf ein ruhiges Einwirken, ein stilles Wachen- und Bewährenlassen stellt.“ Die einseitige Ueberschätzung der Extemporalienleistungen und ihre fast ausschließliche Berücksichtigung bei der Beurtheilung der Gesamtleistung der Schüler sind solche Fehler. Wohl Jeder von uns vermag sich aus der eigenen Schulzeit zu entsinnen, mit welcher Gewissenhaftigkeit die „Points“ gegen einander gestellt wurden, wie die Vierteljahrsabrechnung schließlich entschied, unabhängig von der Frage, ob nicht inzwischen die Höhe der Fehlerzahlen sich zum Besseren geändert hatte und ein Fortschritt also gemacht war. Je mehr aber der Lehrer auf alles Schematisiren verzichtet, desto größer wird die ihm so gestellte Aufgabe. „Es ist leichter, in seinem Notizbuch als in den Seelen seiner Schüler zu lesen.“ Eine wahrhaft pädagogische Wirkung, die als Ziel die Entwicklung lebenskräftiger Individuen vor sich sieht, ist ohne ein solches Lesen in den Seelen der Schüler nicht möglich. Aber wie nur Der die verborgenen Schätze eines Buches zu heben weiß, der solche in sich trägt, so vermag ein Lehrer nur dann die Schätze einer Kindesseele ans Licht zu bringen, wenn er mit ursprünglicher Liebe zur Jugend die Kenntniß und Weiterführung vereint, die allein menschliches Streben trotz allen Zwingen richtig begreifen lehrt. An dem Typus des gelehrten Erziehers zeigt Lehmann die Schwächen einer weltabgewandten Bildung. „Wir müssen weniger gelehrte Bücher erzielen und mehr echtes Menschentum erziehen.“ Eine Vereinigung gediegener Bildung und sicherer Beherrschung des Lebens sind Forderungen, die an einen Lehrer zu stellen sind. Aus Alledem ergeben sich in Bezug auf Fragen der Schultechnik und die Auswahl der Lehrstoffe verschiedene Erwägungen, die ich hier nicht näher erörtern kann; nur sei erwähnt, daß der Philosophie mit Recht eine große Bedeutung als Unterrichtsfach beigemessen wird.

Vehmann — der ja am zehnten August hier über „Schulreform“ gesprochen hat — zeigt in theoretischer Beweisführung die Unmöglichkeit einer Pädagogik als wissenschaftlichen Systems, das Anspruch auf Allgemeingiltigkeit machen darf. Er nennt Erziehung eine Kunst und verweist auf die Persönlichkeit als den letzten Grund pädagogischer Erfolge. Das ganze Buch ist ein Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes. Unter den Händen des wahren Pädagogen gestaltet sich das Gemüth des Schülers wie bildsamer Thon in den Händen des Künstlers; oder wie der Gärtner mit wachsamem Auge Schaden und Nachtheil vom feindlichen Leben abwendet und sein Wachsthum helfend befördert, so beschirmt der wahre Pädagoge die feindlichen Triebe des werdenden Menschen, liebevoll dem Schaden wehrend, voll Hoffnung auf glückliche Entwicklung, — „denn ohne Hoffnung kann Niemand erziehen.“ Aus seiner herzlichen Zuneigung zu unserer heute viel geschmähten Jugend und aus dem Glauben an ihr ideales, weil jugendliches Streben ist Vehmann, trotz aller Verfeinerung, das sichere Vertrauen auf eine gedeihliche Entwicklung deutschen Wesens erwachsen. Wir dürfen ihm in solche Zuversicht folgen und können nur wünschen, daß unserem Volk Erzieher in diesem höchsten Sinn des Wortes niemals fehlen mögen.

Dr. Paul Menzer.



Geschichtliche Gesetzmäßigkeiten. *)

Verfassungs- und Klassengeschichtliche, theoretisch-politische und im engeren Sinn gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung lassen sich, wenn man es der reinlichen Abgrenzung wegen wünscht, völlig von einander trennen. Es ist nur folgerichtig im Sinn einer so isolirten inneren Staatsgeschichte, nicht so oft von der Herrschaft eines Adels wie von der einer Minderheit gesellschaftlich und wirtschaftlich Bevorzugter zu reden. Für den Staat als solchen hat der Geburtsstand grundsätzlich keine Bedeutung: er pflegt einen solchen denn in der That auch nur in den Zeiten seiner Schwäche vollkommen anzuerkennen; ist er zu seinen Jahren gekommen, so liebt er nur, von Unterthanen zu reden. Aber eben so gewiß ist, daß keine Verfassungsgeschichte zureichend ohne die ihr zugehörige Klassenentwicklung zu erklären wäre. Und so gleitet die Betrachtung zu dieser eben so selbstverständlich hinüber wie von der äußeren zur inneren Staatsgeschichte. Die Anfänge sind hier freilich besonders dunkel; unter welchen Klassengeschichtlichen Voraussetzungen das fast unumschränkte Königthum des germanischen Alterthums, vom griechischen ganz zu geschweigen, über die ehemals bestehende Volksherrschaft gesetzt hat, bleibt fast völlig verschleiert. Das Verlockendste wäre auch hier, anzunehmen, daß sich in diesen ältesten Zeiten die spätere Bewegung keimförmig schwach schon einmal in allen ihren Theilabschnitten abspielte und daß dem Siege der Königsmacht eine — wenn auch noch so flüchtige — Adels Herrschaft voranging. Doch es wäre nicht rüthlich, hier auch nur Vermuthungen auszusprechen. Um so gewisser ist alles Folgende. Das frühe Mittelalter ist die Stufe, auf der sich der Adel recht ausgebildet hat, als die, abgesehen von den Sklaven, erste Klasse. Das heißt: die erste durch Berufsgleichheit und wirtschaftlich ähnliche Lage zusammengehaltene Schicht innerhalb der Völker und zugleich als der erste Stand; unter dieser Bezeichnung ist nur die geburtsmäßig abgeschlossene Klasse zu verstehen. Ueberall treten die in Krieg und Staat Führenden enger zusammen und wissen durch die Vererbung der von ihnen oder ihren Vorfahren erworbenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Vorzüge ihren Geschlechtern, ihren Nachkommen, zu erhalten, was ursprünglich nur ihnen selbst zustand. Keineswegs schließt sich diese gesellschaftlich sehr deutlich abzugrenzende Gruppe Bevorzugter, der wirtschaftliches Vermögen — Das hieß damals in der Hauptsache: großer Grundbesitz — wie selbstverständlich zufällt, immer sogleich zu Körperschaften, die etwa staatliche Wirkungen ausübten, zusammen. Oft haben vielmehr die Einzelnen die viel stärkere Neigung, sich nicht nur vom Staat, sondern

*) S. „Zukunft“ vom 18. Januar 1902.

auch von den Standesgenossen völlig selbstständig zu machen. Der Staat selbst tritt wohl als Schöpfer oder doch Mehrer des Adels auf, indem er ihn als den Kriegerstand emporkwachsen läßt, der, so weit ich sehen kann, auf dieser Stufe ausnahmslos die Keimform des Adels darstellt. Aber zur Bildung von Gemeinschaften, die den Staat sich zu unterwerfen trachten, kommt es wohl innerhalb der kleinen griechischen Staatsgebilde oder des damals eben so unbedeutenden römischen Gemeinwesens, nicht aber in der neuropäischen Geschichte und die Zwergkönige des damaligen Hellas haben, wie schon hervorgehoben, die größte Aehnlichkeit mit dem deutschen oder französischen Hochadel der gleichen Stufe. Der viel größere Rest des Volkes erleidet schon durch dies Emporkwachsen eines Herrenstandes Nachtheil, genauer gesagt: Positionverlust; im germanischen Weltalter, wo diese Vorgänge allein sicher zu erkennen sind, geräth er zum Theil auch schon geradezu in wirthschaftliche und rechtliche Abhängigkeit vom Adel.

Die späten Mittelalter vollenden dann diesen Verkauf. Der Adel ist zunächst nach unten wie nach oben im stärksten Vorgehen begriffen. Ueberall, nun auch in Athen und Rom nachweisbar, übt er den stärksten Druck auf den Bauernstand aus, überall, nun auch in der neuropäischen Geschichte, faßt er sich zu staatlich einflußreichen Körperschaften zusammen, wird Stand auch im engeren, politischen Sinne des Wortes. Er leitet die Staatsangelegenheiten in den verschiedensten Formen parlamentarischer Vertretung; und wo der alte Trotz seiner auseinander und vom Staat fortstrebenden Einzelglieder vom Königthum gebrochen wird, ist die nächste Folge eigentlich nur eine Verstärkung des körperschaftlichen Einflusses der Adelsstände auf den Staat, den der griechische und römische Adel ohnehin längst besaß. Die wesentlichste Neuerung dieser Stufe ist dennoch eine dem Adel abträgliche Bewegung: die Loslösung des Bürgerthums aus dem Bauernstand und sein Emporkwachsen zu einem neuen Stande, der dem Adel unsäglich oft als Feind, immer als gefährlicher Nebenbuhler gegenübertritt. Der Hebel dieser Bewegung ist ein uneingeschränkt wirthschaftlicher: die Theilung der wirthschaftlichen Arbeit bringt Handel und Gewerbe zur Selbständigkeit, und Die sie ausüben, werden, dank den ihnen zufließenden Reichthümern, unfähig, den alten Druck zu ertragen. In den kleinen, nun stadtsaatlichen Verhältnissen der griechischen und römischen Entwicklung wird auch dieser neue Stand sogleich zur staatlich wirksamen Körperschaft und in dieser Eigenschaft der Träger der adelsfeindlichen, angeblich oder wirklich nach Volksherrschaft strebenden Bewegung. Bei den germanisch-romanischen Völkern findet man in einzelnen Fällen, wie etwa innerhalb der italienischen Stadtrepubliken, genau übereinstimmende Seitenstücke; im Uebrigen wird das Bürgerthum durch die Zersplitterung seiner Kräfte, die es der örtlichen Selbständigkeit der einzelnen

Städte weit eifriger zuwendet als seinem Auftreten in den Gesamtstaaten, gehindert, die bürgerliche Aktion einigermaßen gelähmt. Immerhin entspricht doch auch das Auftreten des dritten Standes in den Parlamenten der Königreiche dem allgemeinen Bilde, nur ist es dort viel weniger erfolgreich als im Rahmen der eigenen städtischen Gemeinwesen des Bürgerthums, in denen auch der neue Stadtel meist bald dem Andringen der Demokratie erliegt. Der Bauernstand versucht im Lauf des Zeitalters öfters, das drückende Joch abzuschütteln, das ihm der Adel auferlegt hat: sei es im Bunde mit dem Bürgerthum, wie in Rom und wohl auch in Athen, sei es in blutigen Aufständen, wie in den spätmittelalterlichen Bauernkriegen des germanisch-romanischen Weltalters, aber es gelingt ihm nur in Ausnahmefällen, eine sehr zweifelhafte persönliche und wirtschaftliche Freiheit zu erreichen.

Die Neuzeit ist fast in allen Reichen der alt- und neuuropäischen Geschichte ausgezeichnet durch ein merkwürdiges Stillstehen der Klassenentwicklung. Der Bauernstand bleibt überall in der alten, wenig günstigen Lage; das Bürgerthum macht wirtschaftlich die größten Fortschritte, aber seine staatlichen Kräfte werden nur in Athen allmählich größer; selbst in Rom bildet sich aus der höheren Schicht des alten Plebejerthums und dem Patriziat ein neuer Adel, ganz zu geschweigen von dem neuuropäischen Bürgerthum, das eigentlich nirgends Geltung im Staate gewinnt. Der Adel selbst behält meist sein thatsächliches Uebergewicht: er führt nicht nur das Rom, sondern in Wahrheit selbst noch das demokratische Athen dieser Stufe. Er gelangt im England der Neuzeit zur selben Macht wie in Rom und selbst die starken Königreiche des Festlandes begnügen sich mit seiner formellen Unterwerfung und besiegeln durch ihre Macht das im Uebrigen durchaus beibehaltene Uebergewicht des Herrenstandes mehr, als daß sie es abschwächen. Dennoch ist das Gepräge dieser Entwicklungsstufe ein so überstark staatliches, daß es ihr fast gänzlich an schroffen Bethätigungen des Klassengefühles fehlt. Dieses blieb nicht gänzlich unthätig, aber es bereitet sich zu starken Ausbrüchen nur vor.

Die neueste Zeit wird im älteren Weltalter in Rom, im jüngeren in Frankreich eröffnet durch eine Folge von innern Kämpfen und Zuckungen, die im schroffsten Gegensatz zu der vorausgehenden Stille stehen. Sie haben Aenderungen der Verfassungsform zum Ziel, aber sie sind ganz gesellschaftlicher Natur: es sind wirkliche Klassenkämpfe. Dieses ihr innerstes Wesen wird verhüllt durch den Anschein, den das vorwärts stürmende Bürgerthum sich immer wieder gab: als wolle es für alle Volksgenossen die Vortheile erringen, die es in Wahrheit doch zuerst für sich erstrebte. Die Julirevolution in Frankreich, das Kompromiß, das Gajus Gracchus mit einem Theil des aufstrebenden Großbürgerthums schloß, bieten dafür sehr lehrreiche Belege; der vierte Stand leistet dem dritten Heersfolge in Bürgerkriegen, deren Früchte

nur diesem zufallen. In Athen, wo die inneren Kämpfe nicht vor 400 dieses Zeitalter der Umwälzungen mehr andeuten als darstellen, ist der Adel der Angreifer: er will die alte Stellung zurückgewinnen, wird aber endgiltig von der Herrschaft entfernt. Auch im germanisch-romanischen Europa ist der Adel bei dieser Bewegung durchweg der verlierende Theil gewesen: oft ist, wie in dem nach allen Seiten hin ausgeprägtesten Falle Frankreichs, seine Gegenwehr im Grunde viel erbitterter als die des von ihm getragenen Königthums. Und obwohl an vielen Stellen der Adel alte Rechte und altes Unrecht zu behaupten weiß, wie namentlich noch heute in England, so ist doch die neueste Zeit beherrscht vom Bürgerthum, im selben Sinn, wie etwa das frühe Mittelalter vom Adel beherrscht war. Gewiß: an der staatlichen Oberfläche kommt dieser Sieg nicht unverhüllt zum Ausdruck, weil die neue Form des Königthums, der Imperialismus, das Bürgerthum um einen großen Theil seiner staatlichen Ertragschaften bringt, wie in so vielen Staaten des neunzehnten Jahrhunderts, oder fast um alle seine Rechte, wie in den hellenistischen Reichen oder im kaiserlichen Rom. Trotzdem ist selbst in diesen schlimmsten Fällen die gesellschaftliche und wirtschaftliche Kultur eine ausgesprochen großbürgerliche. Und das halbdemokratische Gepräge, das den Imperialismus von den früheren Gestalten des Königthums unterscheidet, ist unzweifelhaft ein Zugeständniß nicht an die niederen, sondern an die höheren bürgerlichen Schichten des Volkes. Erst in seinen Verfallszeiten gelangt der Imperialismus zu dem ganz antidemokratischen, künstlich-mittelalterlichen Gedanken, die alten Geburts- und Berufsstände willkürlich von Neuem ins Leben zu rufen. Doch gelangt das Bürgerthum auch in einigen Staaten des jüngeren Weltalters auf dieser Stufe zu vollkommener staatlicher Herrschaft, wie in der dritten französischen Republik und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, gefährdet freilich auch da von den Instinkten des Imperialismus, dessen auswärtig gerichtete Angriffslust es sich, ähnlich wie das adelig-bürgerliche England, dienstbar macht, ohne doch die entsprechende innere Staatsform annehmen zu wollen.

Doch auch in der Klassengeschichte weist die bisher letzte Entwicklungsstufe eine von allem Früheren abweichende Erscheinung auf. Es ist das Emporkommen eines vierten, kleinbürgerlich-proletarischen Standes und der von ihm getragenen kommunistischen und sozialistischen Staats- und Gesellschaftsgedanken. Zu diesem nur in der neuropäischen Geschichte voll ausgebildeten Vorgange findet man in Griechenland verhältnißmäßig weit ausgebildete theoretische, aber nur wenige leimhafte praktische Seitenstücke: die Beibehaltung der noch aus Alterthum und frühem Mittelalter kommenden Einrichtung eines erblich gefesselten Proletariates, der Sklaverei, hat einen wirklich starken vierten Stand nicht aufkommen lassen und auch in Rom

sind die Aufruhrbewegungen der Sklaven, die eine solche Emanzipation gewaltsam herbeiführen wollten und deshalb hier die Stelle der proletarischen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts vertreten, gänzlich erfolglos geblieben. In der neuesten Zeit unserer Völker liegt Alles klar vor Augen; nur wurde auch diesmal, ähnlich wie bei der Aufwärtsbewegung des Bürgerthums, der Klassencharakter der Bewegung durch die Formulirung ihrer Ziele einigermaßen verschleiert. Denn zunächst will der heutige vierte Stand natürlich sich die Rechte verschaffen, die er für Alle fordert, schon deshalb, weil nach den Begriffen der bisherigen Gesellschaftsordnung alle anderen Klassen nur zu verlieren hätten. Trotzdem würde man den innersten Kern dieser Bestrebungen verkennen, wollte man nicht zugeben, daß sie außer ihrem rein klassenmäßigen Zweck noch ein weiteres Ziel verfolgen: die Herstellung eines völlig klassenlosen Zustandes. Und gerade hier ist der Punkt, wo der Sozialismus mit dem Zielgedanken des Kosmopolitismus und zuletzt auch des radikalsten Liberalismus, des Anarchismus, zusammentrifft: er will den klassenlosen, diese den nach außen und nach innen staatenlosen Gesellschaftszustand.

Uebersieht man den Gesamtverlauf der Klassengeschichte und läßt man die Vorläufer der vormittelalterlichen Stufen, die vielleicht das selbe Bild in keimartigen Anfängen schon einmal darboten, als ungenügend gesichert gänzlich bei Seite, so findet man in Hinsicht auf die äußeren Formen mit vollkommener Regelmäßigkeit diese Abfolge. Zuerst das Emporwachsen eines Adels als Kriegerstandes, das Zurückbleiben eines Bauernstandes im frühen, dann das Emporkommen eines Handel und Gewerbe treibenden, Städtebauenden Bürgerthumes im späten Mittelalter, Stillstand in der Neuzeit, Vordrängen des Bürgerthumes und keimhaftes, aber starkes Emporwachsen eines Proletariates und des Gedankens einer völlig klassenlosen Gesellschaftsordnung in der neuesten Zeit. Sucht man nach einem Kern- und Grundgedanken, auf den sich diese Entwicklung zurückführen ließe, so ist offenbar, daß in dem Leben dieser gesellschaftlichen Gebilde der Wachtrieb nicht im selben Maße die entscheidende Rolle gespielt hat wie in dem der härter geformten, straffer zusammengefaßten Staaten. Die Einflüsse der Arbeitstheilung sind unverkennbar: auf sie sind alle entscheidenden Thatfachen der Klassengeschichte zurückzuführen, die Bildung zuerst eines Krieger-, später eines Kaufmanns- und Handwerker-, zuletzt eines Arbeiterstandes. Die Antriebe der vielfach sich spaltenden und theilenden Thätigkeit der Menschen einmal, dann ihre Gemeinschafts- und Hingebungsbedürfnisse sind hier noch stärker als bei Entstehung und Wachsthum der Staaten wirksam gewesen. Für das Verhalten dieser großen Körperschaften zu einander aber ist zuletzt der Wachthunger und die Herrschlust doch maßgebend gewesen: die großen Klassenkämpfe des späten Mittelalters und der neuesten Zeit sind durch sie

eben so herbeigeführt wie die erste Entstehung von Klassenmacht und Klassendruck bei dem frühmittelalterlichen Emporkommen des Adels.

Am Deftesten und Entschiedensten ist bisher für die wirthschaftliche Entwicklung eine Folge von Stufen aufgestellt worden. Doch leiden auch diese Vorarbeiten ordnender Geschichtsforschung ein Wenig an Dürftigkeit und Unbiegsamkeit. Man hat immer wieder von dem Unterschiede der Natural- und der Geldwirthschaft gesprochen. Aber erstens ergiebt diese Gegenüberstellung nur eine Aufeinanderfolge von zwei Zeitaltern, also nur einen sehr ärmlich gegliederten Stufenbau, und dann ist es an sich einigermaßen bedenklich, lediglich das Zahlungsmittel einer Volkswirthschaft zum Maßstab ihrer Würdigung zu machen. Es scheint richtiger, mindestens die Größe der Betriebe und die Formen des Eigenthumsrechtes noch zu Hilfe zu nehmen. Dabei ergiebt sich, daß wenigstens in dem jüngeren Weltalter die Urzeit und die für sie selbstverständlich allein in Betracht kommende Land- und Naturalwirthschaft kommunistisches Gemeineigenthum und verhältnißmäßig kleine Einzelbetriebe der einzelnen Wirthschaftsgenossen aufweist, daß dagegen das germanische Alterthum zwar ein Fortbestehen der Naturalwirthschaft, außerdem aber die Entstehung des Privateigenthums und des Großbetriebes in der Landwirtschaft als Merkmal darbietet. Hält man sich vor Allem an die Einführung des Großbetriebes und vergegenwärtigt man sich, daß die großen Frohnhöfe im Grunde auch in ihren zahlreichen hörigen Handwerkschaften gewerbliche Großbetriebe darstellten und daß im Schatten vieler von ihnen der Handel jener Zeit sich sammelte, so gelangt man unwillkürlich zu der Vermuthung, auch in wirthschaftsgeschichtlicher Hinsicht könne das germanische Alterthum den Abschluß einer längeren Entwicklung bilden, die in feinharter Zartheit und Unansgeprägtheit den späteren Verlauf von Gemeinschaft und Kleinbetrieb zum Großbetrieb schon einmal vorweg genommen haben würde und in der nur für unsere Kenntniß einige Zwischenstücke fehlten. Die größere, voll ausgereifte Entwickelungsreihe setzt dann im germanischen Weltalter sehr deutlich mit einem Hinschwinden der großen Betriebe und einem Umsichgreifen der mittleren in der frühmittelalterlichen Landwirtschaft ein; es trat ein Zustand ein, von dem der des homerischen Griechenlands vielleicht nicht allzu weit verschieden gewesen ist. Das späte Mittelalter sieht dann in der älteren wie in der jüngeren Schicht der europäischen Geschichte das Erstarken und Emporkommen eines selbständigen Handels und Gewerbes und damit auch die Anfänge der Geldwirthschaft; es erweist sich wenigstens in dem heller beleuchteten germanischen Weltalter dieser Stufe, daß auch in diesen Zweigen der Volkswirthschaft eine Mischung von Kleinbetrieb und körperschaftlicher Zusammenfassung den Beginn der Entwicklung darstellt. Die spätmittelalterlichen Zünfte und Handelsgesell-

schaften haben ihre Mitglieder zwar bei Weitem nicht so straff zusammengefaßt wie die Adergemeinden der Urzeit und des Alterthums, aber ihre Verfassung weist einen starken Zug zur Gemeinwirthschaft auf, sei es in Hinsicht auf Arbeit- und Preisregelung wie im Handwerk, sei es geradezu durch Gesamtbetrieb und Gewinnvertheilung, wie in den großen Handelsgesellschaften der Italiener. Stände dem Geschichtsforscher die selbe Kühnheit zu wie dem Astronomen, so müßte er, nur rechnend, wie Jener das Dasein eines Planeten, hier auch im späten Mittelalter Griechenlands das Dasein von Zünften und Handelsgesellschaften annehmen. Die bereits bestehende Landwirtschaft dagegen erhob sich jetzt von Neuem zum Fortschritt, zu größeren Wirthschaftseinheiten hin. Und hier ist der Vorgang in allen drei Geschichtreichen mit auffallender Uebereinstimmung nachzuweisen: der attische, der römische und der germanische Adel, der zuletzt genannte wenigstens in seinen regsamsten Gliedern in England, Nordostdeutschland, Dänemark, haben sich auf dieser Stufe ganz gleichmäßig daran begeben, durch Bauernlegen den eigenen Grundbesitz zu vermehren.

Die Geschichte der Neuzeit erzählt in allen drei Fällen von einem kräftigen Wachsthum von Handel und Gewerbe, einem entsprechenden Obfliegen der Geldwirthschaft und, wenn man das auch jetzt noch allein hinlänglich hell beleuchtete jüngere Weltalter in Betracht zieht, von einem Zurückweichen der Gemeinwirthschaft in Handel und Gewerbe, einem starken Fortschritt der Einzelunternehmung und hier und da auch schon von Einführung des Großbetriebes bei solchen Einzelunternehmungen. Die athenischen Großgewerbetreibenden lassen sich mit den englischen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht vergleichen, aber die Entwicklungsrichtung ist die selbe. Die neueste Zeit aber hat nicht nur in der neuuropäischen Geschichte diese Bestrebungen auf den Gipfel getrieben: wenigstens in der Landwirtschaft ist es der Drang zum Großbetrieb, der diese Stufe überhaupt durchaus beherrscht, in dem späterepublikanischen und frühkaiserlichen Rom noch unergleichlich viel schrankenloser beherrschte als im neunzehnten Jahrhundert. Geld- und Großhandel, vor Allem aber das Großgewerbe sind weder in den hellenistischen noch in dem römischen Reiche so riesenhaft gewachsen wie im modernen Europa und Nordamerika, aber im Verhältniß dieser überhaupt nicht so gewaltigen Wirthschaftsentwicklung schwerlich allzu weit zurückgeblieben. Und selbst die widerspruchsvollste, gewissermaßen den bisherigen Verlauf widerlegende Erscheinung des heutigen Wirthschaftslebens, die Rückkehr zur Sammel-, zur Körperschaftunternehmung, die nun freilich nicht mehr aus Schwächegefühl, wie im späten Mittelalter, sondern aus dem Streben nach immer maßloserer Anhäufung von Wirthschaftsmitteln zu erklären ist, bleibt auf der entsprechenden Stufe der hellenistischen und römischen Entwicklung nicht ohne

Seitenstücke. Und daß die künstlichen Bemühungen der kaiserlichen Sozialpolitik um Einführung von Zunftverbänden und Schollenfesselung einen Vorläufer zu den unerfreulichen Bestrebungen gleichen Zieles in unseren Tagen darstellen, macht die Ähnlichkeit voll. Brüche über unsere Völker einmal, was Niemand wünschen und kein denkender Geschichtschreiber weisagen dürfte, eine ähnliche Kulturdämmerung herein wie über das späte Römerreich, so möchte wohl selbst das Zurückinken von der Geld- zur Naturalwirtschaft, in dem dieser Krankheitsverlauf damals gipfelte, sich wiederholen.

So sehr man auch davon überzeugt sein mag, daß die soziale Frage wirklich eine soziale, zunächst auch eine Klassenfrage, nicht nur eine ökonomische ist, wie Nationalökonomien und Verfechter der materialistischen Geschichtsschreibung gleichmäßig behaupten, so wenig wird man leugnen dürfen, daß sie auch eine neue Erscheinung der Wirtschaftsentwicklung darstellt. Auch im jüngeren Weltalter ist diese Auffassung bisher erst Plan und Forderung geblieben; in dieser Begrenzung ist der Sozialismus im neunzehnten Jahrhundert zu viel reiferer, schärferer Form gelangt als bei den Griechen und seine Ausichten auf Verwirklichung sind unvergleichlich viel größere, als sie es zu den Zeiten Platons oder später der urchristlichen oder der karpokratianischen Kommunisten waren. Immerhin läßt sich die Entstehung dieses Gedankens als Merkmal der Stufe, der neuesten Zeit überhaupt ansehen; und auch er gliedert sich den Zielen des Weltbürgertums, der Staat-, der Klassenlosigkeit als gleichgeordneter vollkommen an: denn er bedeutet die Atomisierung der Volkswirtschaft, wie jene die der äußeren und inneren Staatsverfassung, der Klassen und Stände bedeuten. Gleichviel, ob er sich für Groß- oder kleine Einzelbetriebe entscheidet: er will den Einzelnen als solchen zur wirtschaftlichen Einheit machen. Dadurch, daß Jeder gleichen Antheil an den Erträgen der Volkswirtschaft erhalten, daß das Geld und das Einzigeigenthum aufgehoben werden soll, wird die Frage des Eigenthumsrechtes und selbst die der Betriebsform, die beide bisher maßgebend gewesen waren, gleichgiltig und inhaltlos. Denn der letzte Zweck jener Rechts- und Betriebsgestaltungen war die Regelung der Gütervertheilung und sie erscheint nun als im Voraus geordnet und vom Güterrecht und der Gütererzeugung ganz losgelöst.

Als leitender Grundsatz für die Ordnung der Entwicklungsstufen stellt sich auch hier am Besten das Zusammenwirken eines starken Triebes mit der inneren Strebensrichtung sachlicher Zweckmäßigkeiten heraus. Ob man nur den Selbsterhaltung-, Nahrung-, Erwerbstrieb als Springfeder allen wirtschaftlichen Handelns ansehen soll, wie die Materialisten der Wirtschaft- und Geschichtsauffassung es wollen, erscheint zweifelhaft. In allen höheren Schichten der Wirtschaftsordnung ist die Frage des mehr oder minder großen Unterhaltes zu einem Theil ausgeschaltet: den Großkaufmann, den Groß-

grundbesitzer, den Großgewerbetreibenden beherrscht sie meist nicht mehr allein; der Machttrieb tritt hier sehr oft an ihre Stelle. Doch um welche der beiden Auswirkungsformen der Selbstliebe es sich auch handeln mag: sie verbinden sich mit den inneren sachlichen Bedürfnissen der Arbeitstheilung und der Arbeitszwecke und führen so von dem Gemeinschafts- und Kleinbetrieb der Urzeit zum Großbetrieb und Sondereigenthum des Alterthums und dann von Neuem, nach dem Rückfall der frühmittelalterlichen Landwirthschaft in den Kleinbetrieb, zum spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Großbetrieb; und in den jüngeren Entwicklungsreihen von Handel und Gewerbe, von spätmittelalterlichen Gemeinschafts- und Kleinbetrieb zu den großen und größten Betrieben der neuen und neuesten Zeit. Daß auch die größeren Fortschritte von der Natural- zur Geld- und Zinswirthschaft im späten Mittelalter und der Neuzeit aus der gleichen Verbindung wirkender Triebkräfte zu erklären sind, ist selbstverständlich. Und der Umschlag ins Gegentheil, die sozialistische Anwendung von allen Betriebs-, Eigenthums- und Geldfragen in der neuesten Zeit ist schließlich auch hier nicht so sehr aus Ueberfüllung zu erklären wie aus der Fortbildung längst bestehender Entwicklungsrichtungen über sich selbst hinaus; dem Genossenschaftsprinzip des Sozialismus hat die Bildung der großen Betriebsgesellschaften, dem Gedanken der gleichen Gütervertheilung schon die Zielvorstellung des Manchesterthums von der zuletzt doch jeden Einzelnen am Besten fördernden Kraft einer vollkommen fessellosen Volkswirthschaft vorgearbeitet.

Neben diese Längsschnitte der äußeren und inneren Staats-, der Klassen- und Wirthschaftsentwicklung müßten, um das Bild der Geschichte des Handelns der Völker abzurunden, weitere der Rechts- und der Sittenentwicklung gestellt werden. Es ist heute bei der gänzlichen Zurückgebliebenheit dieser Forschungszweige noch nicht möglich und es sei nur auf eine seltsame Uebereinstimmung dieser Reihen mit den anderen in Hinsicht auf die letzte Wegstrecke, auf die neueste Zeit aufmerksam gemacht. Die jüngsten, ganz gegensätzlichen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch der spätdmisch-christlichen Zeiten streben hier auf Rechtslosigkeit, auf Sittenlosigkeit des Einzelnen zu, wie sie Staat-, Klassen-, Eigenthumslosigkeit herbeizuführen wünschen. Denn sie begehren für den Einzelnen Entfesselung von allen Banden der Rechts- und Sittenvorschrift, sei es, daß sie ihm Kraft genug zutrauen, um auch ohne solche Bande den Anderen, den Nächsten nicht schwer zu schädigen, sei es, daß sie es auf diese Gefahr ankommen lassen wollen.

Auch für die einzelnen Entwicklungsreihen der geistigen Geschichte der europäischen Menschheit sollen hier nur wenige Andeutungen gesetzmäßigen Fortschrittes versucht werden. Die Geschichte der Glaubensformen und der Götter- und Gottheitgestalten weist in den beiden Weltaltern sehr weit von

einander abweichende Linien auf. Aber man darf bei ihrem Vergleich nie einen Augenblick vergessen, daß das Germanenthum in keinem Bezirke geistigen Schaffens so früh und so nachhaltig um seine Selbständigkeit und um das eigene Wachsthum seines Denkens, seines Fühlens gebracht worden ist wie in diesem. Um so merkwürdiger ist, daß nicht nur die Gebilde ganz früher Zeiten, die Göttergestalten, die aus der Verdichtung und Vermenschlichung von Naturkräften entstanden sind, in den entscheidenden Zügen viel Aehnlichkeit mit einander haben, sondern daß selbst die höheren Stufen erstaunliche Uebereinstimmungen aufweisen: so die Vertiefung und Gefühlssteigerung des Glaubens in beiden späteren Mittelaltern, so eine vernunftmäßige Abkühlung im Laufe beider Neuzeiten, so die Wiederaufwärtsbewegung der Gläubigkeit in der hellenistisch-römischen wie in unserer neuesten Zeit.

Die Entwicklung der Wissenschaft in beiden Reichen der europäischen Geschichte mit einander zu vergleichen, ist aus dem selben Grunde bedenklich: hier hat ein allzu frühes Erben das jüngere Weltalter eben so schnell und fast eben so nachhaltig um alle Eigenwüchsigkeit gebracht. Trotzdem ist auch hier eine Anzahl entscheidender Wandlungen auf der selben Strecke des Weges zu beobachten. Die frühen Zeitalter sind in beiden Geschichtsgruppen stumm. Auch die Kindheit der Germanen wird durch ihr angelerntes Nachkommen antiker Weisheit nicht verborgen: ihr Alterthum und ihr frühes Mittelalter wären ohne diese fremdartige Einwirkung eben so unwissenschaftlich geblieben wie die selben Stufen der griechischen Geistesgeschichte. Das späte Mittelalter führt bei Griechen wie Germanen zu den ersten Entdeckungen ins Land des Erkennens, im jüngeren Weltalter muß nur die überwiegende Masse fremden Gutes von dem Rest eigener Leistung, dessen auch die Scholastik sich rühmen kann, ausgeschieden werden. Die Neuzeit ist in beiden Fällen vornehmlich dem Erkennen der allgemeinen Voraussetzungen unseres Erdenlebens zu- und der erfahrungsmäßigen, beschreibungslustigen Einzelforschung in der Hauptsache noch abgewandt; nur bestätigen hier wie dort Ausnahmen die Regeln, und zwar im jüngeren Weltalter öfter als im älteren. Der Grund für die Abweichung wird wiederum in dem Vorsprung zu suchen sein, den dies jüngere Weltalter durch die Lehren des älteren gewann. Die neueste Zeit zeigt in beiden Reichen scharf ausgeprägt das umgekehrte Verhältniß: das Ueberwiegen von Einzel- und Erfahrungswissenschaft, das Zurücktreten von schauender und bauender Weltbetrachtung.

Die Geschichte der Dichtung weist namentlich in Hinsicht auf die Bevorzugung und Ausbildung ihrer einzelnen Gattungen eine unverkennbare Regelmäßigkeit auf und an Uebereinstimmungen fehlt es auch innerhalb dieser Grenzen nicht. Das frühe Mittelalter und die Anfänge des späten sind bei Griechen wie Germanen dem Heldengesang zugewandt und diese Dichtweise

wiedermum einer ganz gegenständlichen, vor Allem äußerlich beschreibenden Schilderungart. Der Verlauf der späten Mittelalter führt dann zu einer meist lyrischen Erinnerungslidung der Dichtkunst; die Neuzeit beider Reichen bildet das Drama aus. Die neueste Zeit endlich zeigt in beiden Weltaltern ein Ueberwiegen des Prosa-Epos, das höchst bezeichnend ist für seine vorherrschende Neigung zu beschreibender Wirklichkeitkunst und dem die sehr häufigen, ganz rückwärts gewandten, ganz historischen und meist wenig selbständigen Erneuerungen alter Formenkunst in beiden Fällen den Rang nicht dauernd streitig machen können. Daß die neueste Zeit der hellenistisch-römischen Geschichte Roman und Novelle erfanden, daß das neunzehnte Jahrhundert ihn unter auffälliger Zurücksetzung aller anderen Dichtgattungen bevorzugte, ist einer der merkwürdigsten Belege für die Richtigkeit aller dieser Parallelen.

Doch auch die Geschichte der bildenden Kunst beider Weltalter ist von solchen voll. Auch hier verwirren die Einflüsse, die das ältere Weltalter auf das jüngere ausgeübt hat, die Möglichkeiten des Vergleichs. Trotzdem ist schon die nicht geringe Blüthe, die das mykenisch-kretische Alterthum der Griechen eben so wie das karolingische der Germanen erlebt zu haben scheint, auffällig. Dann mag, ähnlich wie in den Reichen der Gesellschaftsgeschichte, das frühe Mittelalter einen gewissen Rückschlag gebracht haben; weder die homerische Zeit noch das zehnte und elfte Jahrhundert stellen ausgezeichnete Abschnitte der Kunstgeschichte dar. Im späten Mittelalter, das hier wie dort die einzig großen Zeugungakte der Baukunst erlebt, ist die dorisch-jonische Tempelform, gerade so wie das gothische Gotteshaus, die wahrhaft schöpferische Hervorbringung nicht etwa nur der Baukunst dieser, sondern auch aller dann noch folgenden Stufen. Wenn auch Bildnerei und Malerei im germanischen Weltalter dieser Stufe Großes, ja, das ebenfalls bis auf den heutigen Tag Größte geleistet haben, während die griechische Entwicklung dazu kein Seitenstück herleiht, so wird auch darin eine Wirkung jenes Vorschubes zu sehen sein, den nicht nur die Frührenaissance, sondern auch bei aller germanischer Eigenwüchsigkeit die Gotik der Antike zu danken hatte. Die Neuzeit weist dann in beiden Fällen ein Neben- und Nacheinander von harmonischer Reichheit — Phidias, Raffael —, bizarrer Hartheit — Skopas, Michelangelo — und endlich etwas künstlicher Grazie — Praxiteles, Koloko — auf. Die neueste Zeit ist in beiden Weltaltern ausgezeichnet durch die folgerichtigste Ausbildung der Wirklichkeitkunst, begleitet hier wie dort von rückgreifenden epigonenhaften Klassizismen. Auch in dieser Gruppe bietet diese Stufe die auffälligsten Kechnlichkeiten: der alexandrinische und der moderne Naturalismus treffen völlig zusammen; aber noch merkwürdiger sind die immer neuen Vorstöße der alten Formenkunst. Unsere Klassizismen sind freilich doppelt epigonenhaft, insofern sie auch von einem fremden Weltalter

hergeliehen sind; aber wie wunderbar, daß auch in Melos und Pergamon die Kunstübung dieser Stufe eben so historisch unselbständig war!

Doch ich halte inne. Mein Zweck war, nachzuweisen, daß meine Auffassung von dem Stufenbau der europäischen Geschichte zur Auffindung von Gesetzmäßigkeiten — immer in dem anfangs erläuterten, begrenzten Sinne des Wortes — führt, auch ohne daß die gesellschaftswissenschaftliche Deutung, die man bemängelt hat, irgendwie in Betracht gezogen zu werden braucht. Doch freilich: schon das Nebeneinander so vieler Linien drängt zur Vereinigung, so viele Faktoren heischen, auf einen Generalnenner gebracht zu werden. Nachzuweisen, wie Das möglich ist, sei einer Untersuchung über die Zusammenhänge zwischen Gesellschaftswissenschaft und Geschichte vorbehalten; und ich hoffe, in ihr auch die gegen meinen Versuch gerichteten Angriffe nachhaltig zurückweisen zu können.

Wilmersdorf, Dezember 1901.

Professor Dr. Kurt Dreyfig.



Reichsanleihen.

Nichts arbeitet im neuen Deutschen Reich so prompt wie der offizielle Pumpapparat. Jahr vor Jahr giebt's eine neue Millionenanleihe; und in diesem Jahr wird man vermutlich sogar zweimal den Geldbeutel der Staatsbürger erleichtern müssen. Wenn die vorsichtigen alten Finanzmänner, die an dem mühsamen Aufbau unserer Verfassung mitgearbeitet haben, dieses Schauspiel noch erlebt hätten! Wie ein Märchen aus sehr fernen Zeiten klingt es, wenn man hört, daß einst eine Zeit war, wo die Schulden des Deutschen Reiches bis auf eine ganz geringe Summe getilgt waren. Das war 1875, als die französische Kriegsentschädigung einkassiert war. Seitdem ist die Sucht, Geld aufzunehmen, beständig gewachsen. Und seit Wilhelms des Zweiten Regierung antritt, seit Nachtpolitik zu Wasser und zu Lande getrieben wird, ist man glücklich fast an die dritte Milliarde herangekommen. Nach der letzten Denkschrift des Reichsschatzsekretärs waren etwa 90 Millionen jährlich für die Verzinsung der Reichsschuld nötig. In dreißig Jahren also mehr als 2½ Milliarden Schulden mit einer Annuitätenlast von über 90 Millionen Mark! Und diese Bürde trägt nicht etwa ein traditionell entwickeltes Staatswesen mit fest fundierten Einnahmen, sondern eine Staatenkonstruktion, ein Bau, der, wenigstens, was die staatsrechtliche Seite betrifft, sehr künstlich zusammengefügt ist. Keine Domäne giebt es in diesem Reich, winzige Strecken Eisenbahn nur, kein greifbares Gut, keine regelmäßige Einnahmequelle, aus der die zur Verzinsung gebrauchten Summen fließen könnten. Es ist eine ganz unsinnige Spielerei, wenn man uns nachzuweisen versucht, daß die Schulden anderer Staaten auf den Kopf viel mehr betragen als die Schulden des Deutschen Reiches. Man vergißt in der Regel, daß bei uns ja nicht nur das Reich, sondern jeder, selbst der kleinste Einzel-

staat Schulden hat und daß zu einem großen Theil auch der Zins dieser Schulden durch die Steuer der Einwohner aufgebracht werden muß. Was bedeutet es denn überhaupt, wenn man uns erzählt, daß auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 238,71, in Frankreich 629 und in England 330 Mark Schulden kommen? Wenn man uns dann gar vorrechnet, daß in Deutschland, natürlich mit Einfluß der Bundesstaaten, aus dem Staatsvermögen, aus Domänen, Forsten und sonstigen rentablen Betrieben auf den Kopf 505 Mark entfallen, während Frankreich und England mit wenig über 50 Mark sich begnügen müssen? Das Wichtigste ist doch zunächst, wie die Steuervertheilung ist, in welcher Weise alle diese Zinsen von der Einwohnerchaft bezahlt werden. Und wenn man mit Rücksicht darauf die Ziffern vergleicht, dürfte Deutschland wohl schlechter als die anderen Länder stehen. Denn daß unsere hohen Lebensmittelpreise und die übrigen drückenden Verbrauchsabgaben nicht gerade als eine ideale Besteuerung zu preisen sind, wird selbst der begeistertste Patriot zugeben. Dann aber ist auch noch die Frage wesentlich, zu welchem Zweck die Anleihebeträge verwendet werden. Man ist ja auch in dieser Hinsicht vielfach recht optimistisch gewesen; man hat gegenüber der Einwendung, fast Alles sei für Heer und Flotte verbraucht worden, nachdrücklich betont, Das seien produktive Ausgaben, zu deren Deckung sich Anleihen vorzüglich eignen. Wenn man nun aber selbst zugiebt, daß in gewissen Grenzen der Aufwand für Heer und Marine produktiv ist, obwohl es sich auch meist nur um die Vermeidung eines *lucrum cessans* handelt, so eignet sich gerade diese Ausgabe doch nur ganz bedingt zur Deckung durch Anleihen, weil man Anleihegelder so verwenden soll, daß ein Theil der Zinsen wenigstens durch Gewinn aus der Anlage gedeckt wird. Wie bei uns aber, wenigstens im Reich, die Dinge liegen, muß die gesammte Zinsensumme aus den Steuern des Volkes — und noch dazu aus den ungerechten indirekten Steuern — aufgebracht werden. Die Weltpolitik hat einen gewissen Größenwahn bei uns ins Land gebracht, einen Wahn, der in seiner bedenkenlosen Unterschätzung der Realitäten auch dazu geführt hat, daß selbst im Parlament die Schuldenhäufung mit einer gewissen Leichtfertigkeit vor sich geht. Darüber aber kann gar kein Zweifel bestehen, daß die heutige Art der Schuldwirtschaft auf die Dauer so nicht weiter gehen kann, wenn der Kredit des Deutschen Reiches nicht ernstlich leiden soll. Noch ist dieser Kredit mit Recht ungefährdet und unerschüttert; es ist deshalb jetzt auch noch an der Zeit, zu warnen und darauf hinzuweisen, daß man sich Beschränkungen auferlegen oder wenigstens endlich den Versuch machen muß, die Einnahmen des Reiches aus der Verquickung mit den Finanzen der Einzelstaaten zu lösen und das ganze Besteuerungsweisen des Reiches auf eine andere Basis zu stellen.

Das sind die allgemeinen Erwägungen, die einen vorsichtigen Finanzmann beschleichen, wenn er die wachsende Schuldenlast des Reiches überblickt. Aber auch die Einzelheiten der diesmaligen Anleiheaufnahme drängen ihm eine ganze Reihe verschiedener Bedenken auf. Es ist ja bei uns in Deutschland zu einem beinahe kindischen Diplomatenvergüßen geworden, alle großen Aktionen mit einem Töhuwabohu von Vermuthungen und Dementis einzuleiten. So war es auch bei der neuen Anleihe. Es gab ganz besonders kluge Leute, die wissen wollten, das Reich werde nur eine kleine Anleihe aufnehmen und Herr von Rheinbaben,

Miquels gelehriger Schüler, der ja sogar Richter, des sonst stets vernünftigen Geistes, Lob einzubringen das Glück hatte, habe den preussischen Etat so gestaltet, daß von einer Aufnahme preussischer Anleihen überhaupt abgesehen werden könne. Auch den Termin der Anleiheaufnahme setzte man ursprünglich für eine viel spätere Zeit an. In den Kreisen unserer Hauts Banque wußte man, wie es scheint, aber besser Bescheid. Denn wer die Ausdehnung der dreiprozentigen Anleihen aufmerksam verfolgte, konnte nicht zweifeln, daß die Aufnahme einer neuen Anleihe schon seit geraumer Zeit vorbereitet wurde. Ungemein große Summen dreiprozentiger Anleihen wurden in den letzten Wochen vom Publikum verlangt. Die ersten Institute aber, an ihrer Spitze namentlich die Deutsche Bank, befriedigten das Bedürfnis zu so coulanten Kursen, daß man sich der Vermuthung nicht entziehen konnte, das Bankenkonsortium arbeite auf einen billigen Uebernahmekurs hin. In der Reichsverwaltung scheint man ähnliche Befürchtungen gehegt zu haben, denn man suchte nun den Aufnahmetermin möglichst zu beschleunigen. Eines Tages berief der Präsident der Reichsbank das sogenannte Preußenkonsortium zu sich und drang auf sofortige Entscheidung über seine Offerte von 300 Millionen Mark Deutscher Reichs- und preussischer Staatsanleihe zu einem Kurs von 89,20. Ohne langes Parlamentiren nahmen die Herren an. Denn bei der augenblicklichen Konstellation lag der Gedanke sehr nah, im Falle von Weiterungen werde der Staat auf die vermittelnde Thätigkeit eines Finanzkonsortiums gänzlich verzichten und die Anleihe selbst zur Subskription stellen. Die Verlockung, das halbe Prozent der Kommissionsgebühr selbst einzustreichen, war für das Reich nicht gering. Aber es war vernünftig, daß man diesem Reiz widerstand; denn in noch schlechteren Zeiten, als wir sie heute haben, wäre die Thätigkeit der Banken nicht leicht zu entbehren.

Die Bedingungen, die der Staat diesmal durchgesetzt hat, sind verhältnißmäßig günstig. Seit 1890 hat man nur einmal zu einem höheren Kurs dreiprozentige Anleihen emittirt, und zwar am neunten Februar 1899 den immerhin nur kleinen Betrag von 75 Millionen zu 92. Dabei bleiben allerdings die verschiedenen freihändig begebenen minimalen Posten außer Betracht. Dagegen wußte man im April 1901 sich mit dem Kurs von 87½ begnügen. Der diesmalige höhere Kurs entspricht der inzwischen wesentlich veränderten Sachlage. Das Gewicht der verheerenden Industriekrisis ist hier zu Gunsten des Staates in die Waagschale gefallen. Die Gelder, die sich aus der Industrie zurückgezogen haben, suchen Anlagemöglichkeiten; und der Zinsfuß ist kleiner geworden.

Die steigende Tendenz des Anleihekurses zeigt deutlich, wie berechtigt, als die vorige Anleihe unter so ungünstigen Bedingungen vergeben wurde, die Forderung war, man solle den dreiprozentigen Typus verlassen und sich einstellenden wenigstens einem höheren zuwenden. Jeder Laie weiß ja, daß der auf dem Anleihetitre angegebene Zinsfuß nur ein nomineller ist; er regulirt sich erst durch den Kurs, den die Anleihe bei der Begebung hat. Die Frage, zu welchem Zinsfuß man Anleihen emittiren soll, und die Antwort, daß auch im Finanzwesen der Staaten nicht immer der Spatz in der Hand der Taube auf dem Dach vorzuziehen ist, beschäftigt nicht nur die Theoretiker der Finanzwissenschaft. Sie ist vielmehr auch praktisch von höchster Bedeutung und man kann gar nicht oft genug auf das Beispiel des schlauen Thiers hinweisen, der bei der

französischen Nationalversammlung im Jahr 1871 die Aufnahme einer fünfprozentigen Anleihe, die man zu Pari loswerden konnte, durchsetzte, während die knauserigen Realpolitiker lieber eine dreiprozentige zu billigem Kurs und mit großen Gewinnchancen den Finanzmännern in den Rücken geworfen hätten. Als wir die letzte Reichsanleihe begaben, war voranzusehen, daß die damaligen schwierigen Finanzverhältnisse nicht lange andauern würden, sondern daß gerade für Staatsanleihen eine sehr günstige Konjunktur im Anzug war. Diese Konjunktur ist gekommen und sie wird anhalten; nach Menschenermessen sicher bis zu dem Augenblick, wo die Kapitalisten, die zu 87½ die Anleihe erstanden haben, sie wenig unter Pari loszuschlagen können. Mußte man diesen Verdienst wirklich den Kapitalisten in die schon vorher nicht leere Tasche stopfen? Im Dezember 1900 konnte jeder Einsichtige bereits erkennen, daß die Vernunft gebot, anfangs 1901 eine vierprozentige Anleihe aufzunehmen. Die Vorzüge solcher hochverzinslichen Anleihe zeigt die folgende Uebersicht:

vierprozentige Anleihe zum Kurs von 100 Pro-	
zent Verzinsung kostet jährlich bei 200 Mil-	
lionen Bedarf 4 Prozent =	8, - Millionen Mark
dreiprozentige Anleihe zum Kurs von damals etwa	
86 Prozent hätte gekostet 3,55 Prozent =	7,1 „ „
	Mehreinnahme gleich . . . 0,9 Millionen Mark.

Also für die Dauer bis 1904, drei Jahre = 2,7 Millionen Mark.

Im Jahre 1904 könnte dann eine dreiprozentige Anleihe konvertirt werden, so daß sich eine jährliche Ersparniß von 1 Prozent auf 200 Millionen = 2 Millionen Mark ergeben hätte. Daß wir im Jahre 1904 wenigstens einen Theil unserer Anleihe auf 3 Prozent konvertiren können, ist zweifellos, wenn man nicht, wie zu Miquels Zeit, die richtige Stunde wieder verpaßt.

Der Erfolg der neuen Anleihe ist sicher. Im vorigen Jahre wurden auf die aufgelegten 300 Millionen Mark rund 4¼ Milliarden gezeichnet. Zugleich mit diesem Deft wird das Ergebnis der jetzigen Zeichnungen veröffentlicht werden. Es dürfte kaum hinter der vorjährigen stolzen Ziffer zurückbleiben.

So wäre das Anleihegeschäft in diesem Jahr ohne allzu schreienden Mißklang verlaufen, wenn nicht eine ganz eigenthümliche Taktik der Reichsbehörden in den Reihen der Banken Kergerniß erregt hätte. Zu der Sitzung des Uebernahmefortiums waren nämlich vom Reichsbankpräsidenten einzelne Vertreter von Banken nicht eingeladen worden, die sich im vorigen Jahr an der Uebernahme betheiligt hatten. Die Nationalbank für Deutschland, die Breslauer Diskontobank, die hamburger Kommerz- und Diskontobank, die Mitteldeutsche Kreditbank und die Berliner Bank fehlten. Das gab natürlich eine Sensation; und die gedächten Banken wie die Deffentlichkeit verlangten mit Recht sofortige Aufklärung. Während ich schreibe, ist sie offiziell noch nicht erfolgt. Offiziöls verurucht man die Sache so zu erklären: da es sich diesmal nur um eine geringe Summe handle, hätten der Reichschatzsekretär und der preußische Finanzminister den Reichsbankpräsidenten beauftragt, nur das sogenannte kleine Preußenfortium heranzuziehen. Aber die Summe ist diesmal ja gar nicht kleiner, als sie im vorigen Jahr war. Höchstens könnte man sagen, daß die heutigen Geldmarktsverhältnisse der Unterbringung einer Anleihe günstiger sind und deshalb

die Thätigkeit des Konfortiums minder schwierig sein dürfte. Weshalb aber hat man dann nicht überhaupt auf die Konfortialhilfe verzichtet und, wie es ja schon einmal geschehen ist, mit einer einzigen Bank abgeschlossen? Die Sache wird aber noch merkwürdiger, wenn man sieht, daß das alte Preußenkonfortium um zwei Firmen, die Deutsche Genossenschaftsbank und den Schaaffhausenschen Bankverein, vermehrt worden ist. Da müssen also doch wohl andere Gründe maßgebend gewesen sein; sonst wären die alten Helfer gerufen worden.

Die Jama hat sich natürlich auch sofort dieses Vorganges bemächtigt. In einer Zeitung wurde behauptet, entscheidend sei der Umstand gewesen, daß die ausgeschlossenen Banken in Folge der Krisis ihre Mittel festgelegt hätten. Das trifft für einen Theil dieser Banken unzweifelhaft zu. Aber weshalb schloß man dann die Mitteldeutsche Kreditbank aus, der man kaum einen anderen Vorwurf als den zu großer Solidität machen kann? Und weshalb schloß man dann nicht die Dresdener Bank aus, die doch von den bekannteren Instituten am Allermeisten unter der Krisis gelitten hatte? Dann wurde wieder erzählt, der Skandal bei der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Aktiengesellschaft habe die Regierung arg verstimmt und sei maßgebend für den Ausschluß gewesen. Daß die Kleinbahnaffaire verstimmen kann, soll zugegeben werden; denn nach Allem, was man hört, wird die revidirende Kommission bei dieser Gesellschaft Zustände enthüllen, die nur wenig hinter den bösesten Ergebnissen der verflorenen Gründerperiode zurückbleiben. Und diese Version klingt sogar einigermaßen wahrscheinlich, weil im Aufsichtsrath der sämtlichen „geschnittenen“ Banken — mit Ausnahme der Berliner Bank — die Familie Landau vertreten war. Weshalb aber zog man dann die Deutsche Genossenschaftsbank heran, deren Direktor doch auch im Aufsichtsrath der Kleinbahngesellschaft sitzt?

Mühsel reiht sich hier also an Mühsel. Die beteiligten Behörden werden ihre Gründe endlich wohl oder übel entschleiern müssen. Die öffentliche Meinung und die beteiligten Banken sind zu gleichen Theilen daran interessiert. Denn wenn man den Banken auch nachträglich das Recht eingeräumt hat, als Zeichnungsstelle zu fungiren, so löst man damit doch das Mißtrauensvotum nicht aus, das ihnen durch den Ausschluß erteilt wurde. Vielleicht hätte man, ehe man diesen Schritt that, bedenken sollen, wie sehr der Kredit der Banken in der öffentlichen Meinung noch immer gefährdet ist.

Bei der vorigen Anleiheemission hatte sich als vielfach empfundener Mißstand gezeigt, daß die hohe Ueberzeichnung zum Theil künstlich zu Stande gekommen war. Ein paar kleinere Banken hatten ganz erhebliche Summen für sich selbst gezeichnet. Diese Werthe kamen natürlich schnell wieder auf den Markt und erschwerten das Emissionsgeschäft. Solcher Konzertzeichnerei sollte man diesmal vorbeugen; und es sieht allerdings so aus, als ob man in den beteiligten Kreisen dazu bereit sei. Sonst wäre nicht zu verstehen, warum gerade jetzt geflissentlich verkündet worden sein sollte, für dieses Jahr sei mit Sicherheit noch eine andere Anleihe zu erwarten. Das kann nur den Zweck haben, die Konzertzeichner abzuschrecken. Ich muß gestehen, daß mir ein anderes Abschreckungsmittel lieber gewesen wäre als dieses, das dem guten Steuerzahler die unbegrenzte Fortsetzung der jammervollen Reichspumpwirtschaft in Aussicht stellt.



Selbstanzeigen.

Henrit Ibsen. Verlag von Hugo Schildberger. Berlin. Preis Mark 0,50.

Diese kleine Studie charakterisirt in großen Zügen Ibsens menschlich-künstlerische Eigenart und wird vielleicht Manchem als Einführung in das Verständniß seiner Schöpfungen willkommen sein. Sollte man außer diesem objektiven Kupwerth noch eine persönliche Anschauung des Ibsen-Problems darin entdecken, so würde es den Verfasser freuen. Denn Das richtet ja solche Arbeiten in letzter Instanz: ob eine Persönlichkeit dahinter steht oder nicht. Deshalb können sogar dickbändige Literaturgeschichten überflüssig und kleine Monographien notwendig sein. Und jedem „Eigenen“ erwächst einmal der Zwang, sich mit den führenden Geistern seiner Zeit persönlich auseinanderzusetzen. Den Zeitgedanken meiner kleinen Schrift darf ich vielleicht noch kurz andeuten: Ich habe die Ibsen-Seele in ihrem großen Zusammenhange mit der Geschichte der europäischen Seele überhaupt zu begreifen gesucht.

Kurt Walter Goldschmidt.

Der Historikerkritiker und die neue Kunst. Verlag Braun & Weber, Königsberg i. Pr. Mark 1.

Nehmen wir den Fall an, ein Luftschiffkünstler sei eben im Begriff, einen Aufstieg zu versuchen, um höhere Regionen zu erschließen, und es träte nun ein Kunstkritiker, der die Eigenschaften des in die Höhe hebenden Gases nicht künnte, zu diesem Künstler heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und spräche: „Lieber unwissender Freund! Nach allen ewigen Befehlen der Schwere, nach allen von mir in vielen Prüfungen auswendig hergesagten Regeln der Mathematik, Algebra, Physik, Paläontologie, Phylogeneſe und so weiter kann dieser Ballon nie fliegen. Ich werde Dir aber sagen, wie Du fliegen mußt, denn ich, als überkluger Uebermensch, weiß genauestens, was eine jede Kunst soll oder muß. Der Mensch soll und muß nach den ewigen Luftgesetzen ganz genau eben so fliegen wie ein Spatz!“ Ich für meine Person bin nun der unmaßgeblichen Ansicht, daß durch solche schöne oder unschöne Kritikererei die Kunst des Fliegens nicht gefördert wird. Solche Rederei nützt nichts und kann nie Etwas nützen. Aber sie kann schaden. Mindestens wird der Luftschiffer gestört, und wenn er keine Lakaienatur ist, wenn er kein Schurke ist, sondern ein Mann, der von der Höhe seiner ganz persönlichen und rein individuellen Kunst durchdrungen ist, so wird er jede kritische unberufene Einmischung zurückweisen müssen. Es brauchen ja freilich nicht gerade zahme Kenner sein, mit denen er sich vertheidigt. Dies war der Gedankengang, der mich zu der Flugschrift veranlaßte.

Königsberg i. Pr.

Hans Einjam.

Vorabend. Ein Akt in Versen. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1902. **Kiner, der seine Frau besucht, und andere Szenen.** Dramatische Skizzen. Wien. Oesterreichische Verlagsanstalt. 1902.

Ein vergessener und von mir bereits dem Buchhandel entzogener „A!“

(„Mückfleh“ 1894, E. Pierfons Verlag, Dresden) war mein erster „dramatischer“ Auftritt. Damals wollte ich, als neunzehnjähriger wiener Jurist, den „konsequents Naturalismus“ (auch so ein Requisit unserer „jüngstdeutschen“ Kumpelkammer!) neu in den „Salon“ zerschellen . . . „Einer, der seine Frau besucht“ ist 1894/1895 geschrieben. Der verstorbene Jacobowski nahm das Stück 1898 mit ziemlicher Begeisterung für die „Gesellschaft“ an. 1900 erschien es. „Brautmorgen“ ist noch älteren Datums. Ich habe das frivole Ding ein Wenig gesäubert und gestuht. „Szenen aus einer Gesellschaft junger Leute“ (1896) sind Fragmente geblieben. Ich glaube, hier sind Ansätze zu dem Gesellschaftsdrama großen Stiles, das uns fehlt. Unsere Dichter sind allzu sehr Literaten und haben zu wenig „Welt“. Da sind uns die Franzosen eben weit voraus. Und wir Andern, wir „Dilettanten“ (Gott sei Dank nur „Gelegenheitsdichter!“) haben nicht das gerühmte Sitzfleisch. Ich bin überzeugt: auch diese „dramatischen Skizzen“ (wie jene so gründlich mißverstandenen, weil wieder einmal „literarisch“ angefaßten „Intérieurs“) werden von den Hünstigen ziemlich gezaust werden. Immerhin giebt es ein paar jener Unzünftigen, die mir schon jetzt ehrlieh viel Schönes dazu sagen. „Vorabend“ schrieb ich an einem Herbsttage 1900, ange-regt durch meinen lieben E. L. H. Hoffmann (Gott erhalte ihn mir und Einigen und verwehre ihn den Meisten!), in einem Zuge nieder.

Mährisch-Weißkirchen.

Dr. Richard Schaafal.

Don Quixote. Jährlich 36 Hefte. Halbjähriges Abonnement Mark 6; einzelne Hefte 35 Pfg. Verlag: Wien I, Bauernmarkt 3.

Die Hefte sollen den Kampf gegen alle Gewalten führen, die den Einzelnen bedrücken und seinem Leben Inhalt und Glanz geraubt haben. Gegen einseitigen Zwang wird fröhliche, offene Empörung gepredigt. Ueber alle politischen, sozialen und gesellschaftlichen Problemen soll ohne Furcht vor Segnern oder selbst unwillkommenen Genossen ausgesprochen werden, was sonst Parteien, Tendenzen, Schlagwörter und Meinungen verhehlen. Der als Patriotismus, Humanität, Religiosität oder wie sonst immer verkleideten Phrase wird rück-sichtsloster Krieg erklärt. In artistischen Fragen bekümmert der Don Quixote sich nicht um die launischen Wünsche der Mode, sondern er fordert die reine, absolute Kunst und vertheidigt sie gegen Alle, die sie aus Interesse oder Geschäftsgier herabwürdigen. Er soll allen Deutschen, die ihre freie Persönlichkeit gegen die Auffaugungstendenzen der uns immer mehr bedrängenden „kompakten Majoritäten“ vertheidigen wollen, aus der Seele geschrieben sein.

Wien.

Dr. Ludwig Bauer.

Zur Abwehr der Krebsgefahr. Eine Studie über die Ursachen und Bekämpfung der Krebskrankheit. Verlag Max Richter, Berlin SO., Wienerstr. 14.

Uebervoll, wo zuverlässige Erhebungen über die Häufigkeit der Krebskrankheit gemacht worden sind, hat sich eine unheimliche Zunahme dieser tödtlichen Krankheit in den letzten Jahrzehnten gezeigt. Woran liegt Das? Ist es ein Zeichen beginnender Degeneration der modernen Kulturvölker? Oder ist es eine Folge bestimmter hygienischen Sünden, deren Begehung die Kultur erleichtert, Sünden,

die an sich jedoch vermeidbar sind? Ich glaube, bewiesen zu haben, daß in der That bestimmte und vermeidbare hygienische Sünden schuld an dem Ueberhandnehmen der Krebskrankheit sind. Männer und Frauen werden daher zur Bekämpfung dieser Sünden, zur „Abwehr der Krebsgefahr“ aufgefordert. Die Anleitung dazu soll mein Buch geben.

Zanatorium Birkenwerder.

Dr. Ziegelroth.



Notizbuch.

Vorläufig sieht es nicht aus, als wolle das preussische Abgeordnetenhaus sein knappes Pensum rasch aufarbeiten. Die Herren scheinen es nicht eilig zu haben. Eine ganze Sitzung wurde dem altbekannten Eisenbahnglück gewidmet. Dabei gab es nicht etwa grundsätzliche Erörterungen oder harten Tadel des Systems Thielens; o nein: fast alle Redner fanden die Eisenbahnverwaltung jedes Lobes würdig und schuldlos an den Betriebskatastrophen. Wozu dann der lange Lärm? Eine zweite Sitzung wurde mit den Klagen über das Erlebnis eines elberfelder Herrn ausgefüllt, der mit einem Betrüger verwechselt und gezwungen worden ist, ein paar Stunden mit abgestraften Verbrechern im Gefängnis zu verbringen. Auch darüber ließ sich ein kräftiges Wörtlein sagen; doch wieder wurden nur Subalterne als Sündenböcke geschlachtet und es kam zu keiner prinzipiellen Auseinandersetzung. Eine Sitzung des Abgeordnetenhauses kostet an Diäten allein weit über sechstausend Mark. Die von der preussischen Bourgeoisie Erwählten sollten mit deren Geld sparsamer umgehen und, wenn sie durchaus nach dem Reichstagsmuster große Reden halten müssen, die Sitzungsdauer so verlängern, daß täglich wenigstens irgend Etwas geleistet werden kann. Bisher ist aus dem Landtag nicht viel Beträchtliches zu melden. Die Polenrede zeigte nur die Umrisse eines Programmes, über das ein Urtheil erst möglich sein wird, wenn die Art der Ausführung bekannt ist. Der Freiherr von Rheinbaben hielt eine vorzügliche Staatsrede und der Ministerpräsident forderte wieder einmal „alle Freunde des Schutzes der nationalen Arbeit auf, sich in ihren Bestrebungen und Aktionen innerhalb der Grenzen der Möglichkeit zu halten.“ Was den Verbündeten Regierungen möglich, was unmöglich scheint, hat er auch diesmal nicht gesagt. Daß er deshalb von rechts und von links angegriffen wird, ist ungerecht. Er würde sich die Verhandlungen mit dem Ausland erschweren, wenn er jetzt schon seine Karten aufdeckte. Merkwürdig war der Hymnus, den er zum Ruhme Miquels anstimmte. Warum ist der nun so laut Gehrtesene denn auf den dringenden Wunsch des Grafen Bülow aus dem Amt geschickt worden? Warum hat der Ministerpräsident seinen Wilimowski mit der nicht gerade schonenden Todeserklärung in den Kastanienwald geschickt? Daß Miquel zur Arbeit unfähig geworden war, wird Niemand ernsthaft behaupten; daß er ein „großer, unvergeßlicher Finanzminister“ war, bezeugt ihm der überlebende Kollege Bülow. Und der Kanal, den er angeblich nicht mit ausreichendem Eifer vertheidigt hat, wird einstweilen noch nicht gebaut. Herr Richter, Miquels alter Feind, hatte die Pacht auf seiner Seite, als er sagte, solches Verschwinden der Minister erinnere ihn an türkische Sitten. Nun zum Wenigsten würde selbst der

spanische Philipp den Brauch nennen, bewährte Männer erst fortzujagen und ihrer Tüchtigkeit, ihrer übertragenden Größe dann mit feuchtem Auge Voblieber zu singen.

Der eben erwähnte elberfelder Fall eignet sich vorzüglich zu einer Gerichtsposse im Stil Courtelines. In Neuruppin, allwo ein junger Assessor als Amtsrichter fungirt, werden alte Damen um kleine Beträge geprellt. Der Betrüger nennt sich Kuhlentampff und erklärt, er bräuge das Weid, um zu jenem Sehweser nach Bremen zu reisen. Als der Schwindel herauskommt, rufen die Geplünderten die Hilfe des Gerichtes an und der Amtsanwalt erläßt einen Steckbrief, worin zu lesen steht, daß Kuhlentampff einen schwarzen Schlapphut und braunen Havelock trug. Trotzdem ist der Mann nicht zu finden. Da meldet ein elberfelder Volkseisergeant, in der Hauptstadt des Wuppertales wohne ein Herr Kuhlentampff. Ein geachteter Kaufmann, Vertreter einer großen Kuhlinsabrik. Er wird verhört und sagt aus, er wisse nichts von der Sache, sei überhaupt nie in Neuruppin gewesen. Damit geben die Muppiner sich nicht zufrieden; sie fordern die Photographie des Verdächtigen ein. Die wird den geprellten Damen vorgelegt. Vier können den Betrüger nicht mit Bestimmtheit erkennen, drei meinen, Der auf dem Bild könne es wohl gewesen sein. Aha, denkt der Amtsanwalt; den Bruder werden wir uns langen. Und der Assessor fürchtet, seiner Pflicht zu fehlen, darf' er sich nicht im Dienste quälen. So wird denn beim elberfelder Gericht beantragt, Kuhlentampff zu verhaften und, wenn er seine Unschuld nicht nachweisen könne, ans ruppiner Amtsgericht einzuliefern. Natürlich soll auch nach Schlapphut und Havelock gesucht werden. Die sind nicht zu finden. Der Kaufmann aber wird, trotzdem er an einer Schenkerzerrung leidet und auf ärztliche Weisung nicht ausgehen soll, verhaftet und ins Amtsgericht geführt. Der Untersuchungsrichter hat gerade seine liebe Frau bei sich im Zimmer und sieht keinen Grund, sie wegzuschicken. In ihrer Gegenwart vernimmt er den Angeeschuldigten, der ausagt, er sei in dem Monat, wo die ruppiner Schwindeleien vorkamen, bei seiner Kuhlinsabrik in Ludwigshafen beschäftigt gewesen. Das werde auf telegraphische Anfrage von dort bestätigt werden. Das Telegramm geht ab. Herr Kuhlentampff auch: ins Gefängniß. Er wird gezwungen, vor vier Strafgefangenen sich zu entkleiden, zu baden und die für Sträfling bestimmten Strümpfe und Unterkleider anzuziehen. Dann muß er, mit dem kranken Fuß vier Treppen hoch in eine Zelle klettern, wo alte Gefängnißhirsassen ihn mit freundlichem Hohn bewirthten. Das ist die einzige Nahrung, die ihm geboten wird. Seine Bitte, sich selbst beköstigen zu dürfen, wird abgelehnt. Auf seine Frage, ob noch keine Antwort von der Kuhlinsabrik da sei, erwidert der Aufseher: „Wir werden Sie schon telegraphiren lehren!“ Um Vier kommt die Antwort. Um Sieben wird der Verhaftete freigelassen. Er bittet, ihm eine Droschke zu holen, da er mit dem geschwollenen Fuß nicht gehen könne. Neue Ablehnung; die Straßenbahn sei ja ganz nah. Das hat mit seinem Diensteifer der ruppiner Assessor gethan. . . Wenns in der „Rothten Robe“ vorkäme, würde man über plumpe Karikatur schelten. Wäre es nicht vielleicht an der Zeit, für eine Habeas-Korpusakte nach britischem Muster zu sorgen? Herr Kuhlentampff hat immerhin noch Glück gehabt. Nicht Jeder kann am zweiten Januar 1902 nachweisen, wo er am dreißigundzwanzigsten März 1900 gewesen ist. Und wenn dem elberfelder Kaufmann dieser Nachweis nicht gelungen, wenn bei ihm etwa gar noch ein brauner Havelock gefunden worden wäre, dann sähe er, als hinreichend verdächtig, jetzt im Amtsgefängniß der weltberühmten Silberbogenstadt Neuruppin.

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Ein Offener Brief, der am zehnten Januar im Berliner Tageblatt gedruckt wurde, hat meinem Vetter, dem daran ganz unschuldigen Rektor der Berliner Universität, Professor Reinhard Kekule von Stradonitz, und mir, dem Verfasser, eine Unmenge öffentlicher und brieflicher, namenloser und gezeichneter Angriffe zugezogen. Vor Allem werden mir meine Ausführungen über den Präsidenten Krüger als Verbrechen angedreht. Wie dürfte ich sagen, daß er die Sache seines Volkes, ja, sogar seine Frau und seine Familie im Stiche ließ, da er doch seinem Lande in Europa viel mehr nützen konnte als in Südafrika? Meine Behauptung, sein Reichthum sei auf nicht einwandfreie Weise erworben, sei eine Infamie. Ich müßte diese Behauptung beweisen, sonst setze ich mich einer harten Anklage vor Gott und der Geschichte aus. Krüger habe vielmehr, da er in die ‚leidvolle Verbannung‘ zog, durch seinen ‚passiven Heldenmuth Bewunderung und Dank verdient.‘ Ich erwidere hierauf Folgendes.

Ende des Jahres 1900 ist ein Buch erschienen, dessen Existenz dem deutschen Volk sorgsam verheimlicht worden ist. Es hat Paul W. Botha zum Verfasser, einen dem berühmten Führer Louis Botha verwandten Buren, einen alten und besonnenen Mann, der einundzwanzig Jahre lang Mitglied des Volksraad des ehemaligen Oranjo-Freistaates war. Sein Sohn hat das Buch ins Englische übersetzt. Es heißt: ‚Von Buren an den Buren und an den Engländer.‘ Da steht wörtlich zu lesen: ‚Mir ist erzählt worden, daß es Leute in Europa und Amerika giebt, die Paul Krüger bewundern. Ich zittere vor Entrüstung, zu hören, daß der grausame Urheber all dieses vermeidbaren Elendes reich, behaglich und sicher in Europa ist, daß er, nach seiner Hinkunft, von der Königin von Holland empfangen wurde, daß man einen Helden aus ihm macht. Ein Held, der im Freistaat bekannt war vor dreißig Jahren, ehe er bessere Mittel fand, sich zu bereichern, als ein schwindelhafter Händler in Tabak und Orangen und der sehr stark in dem Verdacht stand, ein halsabschneiderischer Sklavenhändler zu sein. . . Wir kennen ihn als geizig, skrupellos und als einen heuchlerischen Mann, der ein ganzes Volk seiner Eier geopfert hat. Sein einziges Ziel und Streben war, sich selbst zu bereichern, und er hat jedes Mittel zu diesem Endzweck benutzt. Er hat Transvaal gebraucht als eine Milchkuh, um sich selbst, seine Kinder und seinen Anhang zu bereichern.‘ Das sagt Botha. Daß Krügers und seiner Familie Vermögen an Grundbesitz und Papieren viele Millionen beträgt, steht fest. Eben so, daß er sie nicht ererbt, sondern erst bei Lebzeiten ‚gemacht‘ hat. Ein leitender Staatsmann, der ein so großes Vermögen erwirbt, ist mir, wenn die Lauterkeit der Erwerbquellen dieses Reichthumes nicht unmittelbar ersichtlich ist, an sich schon verdächtig. Halte ich aber die Thatsache seines Reichthumes mit den angeführten Worten Bothas zusammen und nehme dazu noch die in dem bekannten brüsseler Prozeß Oppenheim vor Gericht gemachten Aussagen — gegen die nie Etwas erfolgt ist —, in denen Paul Krüger und sogar seine Frau ganz offen der Bestechlichkeit geziehen wurden, so muß ich den ‚in nicht einwandfreier Weise‘ erfolgten Erwerb der Millionen Krügers für festgestellt erachten. Hat er nun Volk, Frau und Familie im Stiche gelassen? Die Thatsache des Verlassens liegt vor. Ob es sich, soweit das Volk in Betracht kommt, als ein tadelnswerthes, ‚Zustichlassen‘ darstellt, ist, wie ich zugeben muß, Sache des persönlichen Empfindens. Es wird mir eingewendet, daß er hoffen durfte, seinem Vaterlande in Europa viel mehr nützen zu können als daheim. Ich kann diesen Einwand nicht als ausreichend anerkennen, denn die Vertretung der Buren war bei den Herren Beyds, Jijster, Wolmarans und

Wessels in sehr guten Händen. Wenn es aber auch nicht so gewesen wäre, mußte Krüger, nach meinem Gefühl, mit seinem Volke ausharren und untergehen. Darüber also müßten die Meinungen getheilt sein. Wie man aber leugnen kann, daß er Frau und Familie schmählich im Stich ließ, ist mir schlichthin unerfindlich. Nichts hinderte an sich den Millionär, wenigstens die greise Gefährtin und die Verwandten, die bei ihm waren, mitzunehmen. Aber es war eine eilige, heimliche Flucht. Deshalb mußten sie zurückbleiben. „Leidvolle Verbannung“ ist übrigens gut. Man lebt nicht schlecht im Hotel des Indes im Haag und in der Casa cara in Silversum, wenn man unbefchränkte Mittel zur Verfügung hat.

Großlichterfelde.

Dr. Stephan Refule von Stradonitz.“

Auch mir ist neulich „Mangel an Gefühl“ vorgeworfen worden, weil ich gesagt hatte, Herr Krüger sehe ungefährdet in Europa. Er sei alt, hieß es, krank und habe viel zu leiden. Natürlich hat jeder kranke Greis Anspruch auf menschliches Mitgefühl. Doch darum handelt es sich hier nicht. Krank war auch Louis Napoleon; was aber hätte Frankreich, was die Welt gesagt, wenn er, unter dem Vorwand, er müsse im Ausland Hilfe suchen, über See nach Petersburg gegangen wäre und dort gemächlich das Ende des Krieges abgewartet hätte? Ich weiß nicht, woher Herr Krüger sein Geld hat, wohl aber, daß er am Saal nie die Gesamtheit der Buren, sondern immer nur eine Clique vertrat und daß ihn Tausende seiner Volksgenossen heute verfluchen. Dewet, Botha, Alle, die fürs Vaterland Gut und Leben eingesetzt haben, mag man bewundern; vor Allen Steijn, den tapferen, klugen Präsidenten des Oranjerestaates. Daß man noch jetzt aber wagen kann, den geriebenen politischen Geschäftsmann Paul Krüger — dem Bauernschlauheit und Bauerndiplomatie sicher nicht abzusprechen sind — als ein gläubiges, nur auf Gott vertrauendes Vorkämpfer der Menge vorzuführen, beweist nur, wie viele gute Menschen und schlechte Politiker in Deutschland noch immer in Melodramenvorstellungen leben.

In der Zolltarifkommission des Reichstages geht es hoch her. Der Andrang der Neugierigen ist so groß, daß von den wegen Raummangels Zurückgewiesenen mindestens eins der nothleidenden literarischen Tingeltangel leben könnte. Was da zu sehen und zu hören ist, sieht und hört man aber auch nicht alle Tage. Die Mehrheit der Schutzöllner war, trotzdem es an Warnungen nicht gefehlt hatte, so unvorsichtig, den Tarif an eine Kommission zu verweisen. Ob er von da jemals wieder ans Tageslicht kommen wird, ist noch zweifelhaft. Denn die Sozialdemokraten obstiniren recht nach der Kunst; und sie haben in dem Abgeordneten Stadthagen einen auf diesem Gebiet jeden Reford schlagenden champion of the world. Weinake täglich versammelt sich die Kommission. Dann ergreift Herr Stadthagen das Wort; und wenn er es ergriffen hat, dann läßt er's nicht wieder los. Neulich, als ein Konserverativer geseufzt hatte, solche Rednerei habe keinen vernünftigeren Zweck und sei ebendrein langweiliger als eine P'ombre-Partie, hielt der Rottensführer einen Vortrag über die Geschichte dieses Spieles: wie es in Spanien, wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert, erfunden, später nach Paris gekommen, da mit vierzig Karten gespielt worden sei, — und so weiter. Auch einen Zoll auf ausländische Orben hat er beantragt; und darüber läßt sich Stunden lang reden. Das Alles aber ist nur Vorpostengefecht; die Hauptschlachten sollen erst folgen. Noch hält man beim fünften Pa-

ragraphen des Tarifgesetzes und der Tarif selbst hat mehr als neunhundert Positionen. Für einen Mann von Phantasie und ausdauernden Stimmbändern ist da viel zu machen. Er kann, zum Beispiel, beantragen, die Verbündeten Regierungen mögen das Wesen der in jeder Position angeführten Waare genau feststellen, eine haarscharfe Definition der „Begriffe“ Roggen, Weizen, Gerste, Hafer fordern und zur Begründung jedes Antrages zwei Stunden lang reden. Ob solcher Versuch, eine Mehrheit an vorwärts führender Arbeit zu hindern, mit dem Grundgedanken des Parlamentarismus zusammenstimmt, mag zweifelhaft sein. Doch die Obstruktion ist nun einmal da und man sollte sich bemühen, aus diesem Stande der Dinge für die sonst so beliebte Allgemeinheit Nutzen zu ziehen. Schon sind in der Kommission Wörter wie „Freiheit“ und „Blutstirn“ gefallen; und es kommt ganz sicher noch besser. Der Genuß solcher Lieblichkeit darf nicht nur einem Huterikerkreis gegönnt werden. Das Wichtigste wäre, die Sitzungen in die Abendstunden zu legen und zahlendes Publikum einzulassen. Die Eintrittspreise müssen hoch sein; sonst ziehts nicht. Und natürlich muß jeden Sonnabend das Repertoire der nächsten Woche veröffentlicht werden. Am Ende bequemt Herr von Kardorff, der Vorsitzende, sich, als Conférencier im Biedermeiertrakt die Hauptartisten den Zuschauern vorzuführen. Solche Parlamentsvariétés würde Geld bringen. Das könnte für einen Diätenfonds verwendet werden. Oder zur Unterstützung der in Berlin Arbeitlosen. In Gotha sind die Hofbälle abgesetzt worden und das daran ersparte Geld soll den Armen zufließen. Solchem edlen Vorbild müßte die Tarifkommission nachstreben. Mit dem Ertrag der Pacht für Buffet und Garderobe giebt es gewiß eine stattliche Summe. Und dann darf wenigstens kein böser Mensch mehr behaupten, der Reichstag habe für die Arbeitlosen nichts gethan.

* * *

Der so löbliche wie freisinnige Magistrat der Haupt- und Residenzstadt Berlin hat an den Kaiser das folgende Schreiben gerichtet:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König!

Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

An der Schwelle des neuen Jahres richten sich unsere Augen zuerst auf das erhabene Herrscherhaus, dem unser Land zu so großem Danke verpflichtet ist. Wie alles Irdische aus kleinen Anfängen hervorgegangen, ist unser Staat unter der weisen Führung und der thatkräftigen Fürsorge des erlauchtesten Hohenzollerngeschlechts zu einem starken, einheitlichen Bau geworden, der uns Schutz und Hilfe spendet und unseren Stolz bildet. Ganz besonders dürfen wir, die Vertreter der Reichshauptstadt, uns rühmen der steten Antheilnahme unserer Fürsten an dem Gedeihen unserer Stadt. Mit Recht tragen unsere ersten und großen Straßenzüge, unsere Stadtheile den Namen hervorragender Glieder unseres Fürstenhauses, ein sichtbares Zeichen dankbarer Erinnerung. In unserer Stadt erheben sich hochtragend die Säulen und Denkmäler, welche den Ruhm des königlichen Hauses der Hohenzollern uns und der Nachwelt verkünden, ein ewig währender Schmuck und eine Zierde der Residenzstadt!

Eure kaiserliche und königliche Majestät haben huldvollst den Gedanken aufgenommen und gefördert, durch Werke der bauenden und bildenden Kunst der bewundernden Mitwelt zu zeigen, daß die Residenz Eurer Majestät den ersten Kunststätten der Welt ebenbürtig ist. Das hehre Gotteshaus, welches den Abschluß der von den großen Vorfahren Eurer Majestät geschaffenen vorgeschichtlichen Erinnerungen an einer Prachtstraße bildet, geht seiner Vollenbung entgegen; die

herrliche Straße, welche schon durch ihren Namen die Entwicklung des Hohenzollernhauses kennzeichnet, hat ihre Vollenbung empfangen durch wohlgelungene Werke der schaffenden Kunst, welche zugleich ein Denkmal der glorreichen Geschichte der brandenburgischen Landesfürsten und eine Zierde unserer Stadt sind.

Namens der Reichshauptstadt sagen wir Eurer Majestät für diese Verschönerung und Bereicherung derselben unseren innigsten Dank! Mögen in dem neuen Jahre und in aller Zukunft die Blicke Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät huldvoll und fördernd ruhen auf unserer Stadt und deren Eurer Majestät treu ergebenen Bewohnern! Gott segne und schütze Eure kaiserliche und königliche Majestät auch in dem neuen Jahre!

Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät allerunterthänigster, treu gehorsamster
Magistrat hiesiger königlicher Haupt- und Residenzstadt.

(gez.:) Kirchner.

Von Zeit zu Zeit müssen solche Dokumente ans Licht gebracht werden. Nicht des Stiles wegen; trotzdem die „als sichtbare Zeichen hervorragenden Glieder unseres Fürstenhauses“ immerhin der Betrachtung werth sind. An diese Stämpereien ist man ja aber längst gewöhnt und wundert sich nicht mehr, in Kommunalakafen dem lieben Eindringling „Derselbe, Dieselbe, Daselbe“ und den bösesten Partizipialkonstruktionen zu begegnen. Der treu gehorsamste Magistrat und dessen Oberhaupt hat nun einmal die Antipathie gegen die deutsche Sprache. Die Besinnung könnte entschädigen. Die soll doch nur beim freisinnigen Bürgerthum zu finden sein. Deshalb ist es nett, zu hören, wie die Männer des steifen Rückgrates zu ihrem König reden. Auch das Kunstglaubensbekenntniß des mit der Bildung des Jahrhundert's gesättigten Herrn Kirchner ist interessant. Die Haupt- und Residenzstadt soll „den ersten Kunststätten der Welt ebenbürtig“ sein. Nach berühmtem Muster könnte man sagen: Ebenbürtig ist Unsinn. Noch thörichtere als die Wahl des Wortes ist aber die Behauptung, Berlin sei als Kunststätte Rom und Florenz auch nur zu vergleichen. Das „hehre Gotteshaus“ wirkt auf den Fremden wie ein für kurze Monate gebauter Ausstellungspalast; und „die herrliche Straße, welche schon durch ihren Namen (Neue Marktgrafenstraße?) die Entwicklung des Hohenzollernhauses kennzeichnet“, wird von Sachverständigen anders beurtheilt als von den Bästlern des Rothens Hauses. Herr Ferdinand Avenarius, der ruhige, loyale Herausgeber des „Kunstwart“, ein Mann von gründlicher Bildung und sicherem Stilgefühl, schrieb darüber nach der Dezemberrede des Kaisers: „Wie zum Trauern schlecht muß der Kaiser über die Oessentlichkeit unterrichtet werden, wenn er von dem ‚großartigen‘ Eindruck sprechen kann, den diese Figurenstraße und ihre Kunst in der Welt gemacht habe, diese Siegesallee, die zumal im Auslande fast nur als Wipplattvornurf beachtet wird, diese Kunst, welche die Künstler der anderen Länder nur erwidhren, um, falls sie höflich und nicht unter sich sind, so schnell es angeht, wieder zu schweigen. Man muß es im amtlich festgelegten Text lesen, zweimal lesen, um glauben zu können, daß der Kaiser die berliner Bildhauer als gleichwerthig neben die großen Meister der Renaissance stellt.“ Welches Maß von Wahrhaftigkeit die Vertreter des „selbstbewußten, unabhängigen Bürgerthumes“ dem Monarchen zu bieten wagen, lehrt die Neujahrsadresse des Magistrates. Vielleicht kannte der Hofprediger sie, der, mit einer nicht ungeziemigen Erinnerung an Römer-tage, auf einem Rommers neulich sagte: „Wir haben, Gott sei Dank, einen Imperator, der es versteht, der schweißbedelnden Bestie den Fuß auf den Nacken zu setzen.“